Windstille und Sturmböen.

See-Novellen

von

Heinrich Smidt.

Inhaltsverzeichniß.

Otto Purfürst. Leipzig und Stuttgart.

1864.

Wien, in Commission: Wallishauser'sche Buchhandlung.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Seegesicht.

Eine Marinegeschichte.

Das war in der schwedischen Provinz Bohuslän und an dem Meerbusen, dessen Wellen die Felsen bespülen, zwischen denen die Stadt Uddewalla eingekeilt ist. Ein Fischerdorf streckt sich auf einer Landzunge in die schäumende See hinein, die es nun von allen Seiten umbrauset. Das letzte Haus im Dorfe aber ist die Schenke, worin ein lustiger Hönsning gehalten wird.

Wenige junge Fischer und Bauern aus der Umgegend nehmen an der Lustbarkeit Theil. Die meisten sind noch bei ihrem Tagewerk und dürfen nicht feiern. Den Kern der Tänzer bilde die jungen Mannschaften der Brigg „Drottning", die auf der Rhede vor ihren Ankern reitet und mit dem Anbruch des nächsten Morgens in See gehen soll. Es ist Mittag und die Lust hat den höchsten Grad erreicht. Wenn die Sonne sich zum Untergange neigt, muß alles Volk an Bord, darum

will es sich noch einmal aus dem vollen Becher der Lust berauschen.

Die Fenster stehen auf. Eine erfrischende Seebrise durchströmt die Tanzstube. Ein paar lustige Matrosen reißen den Musikanten die Trompeten weg und schmettern in die aufschäumende Brandung hinein. Ihre Dirnen eilen herbei und wollen sie wieder in den wirbelnden Kreis der Tänzer zurückziehen.

„Laß mich, Karen," sagte einer der Seeleute, welcher Bootsmann am Bord der „Drottning" war, indem er sich von der Dirne losmachte. „Laß mich, oder ich bringe Dir aus der Mittellandssee keinen goldenen Apfel mit. Keinen goldenen Apfel und kein goldenes Kettlein. Du weißt doch, was ich Dir versprochen habe?"

„Ueber's Jahr ist unsere Hochzeit, Neergard," antwortete Karen. „Aber das hindert Dich nicht, jetzt zu tanzen."

„Will tanzen. Aber nicht eher, als bis Knud Larsen dabei ist, denn ohne ihn hat das Ganze keinen Schick. Darum habe ich mich auf das Trompeten gelegt, um ihn heran zu blasen. Frisch noch Eins, Wulf, Du alter Ulk und spare Deine Lunge nicht. Er muß meinen, daß eine Nordwestbö im Anzuge ist."

Die beiden lustigen Gesellen setzten die Trompeten wieder an den Mund und brachten Töne hervor, die ein schallendes Gelächter hervorriefen, bis Neergard, der Bräutigam der schmucken Karen nach einer Pause rief:

„Sagte ich es nicht? Da ist er!"

Karen und die Andere streckten die Köpfe zum Fenster hinaus:

„Ja! Er ist es! Aber die Finnenhexe ist auch wieder dabei."

„Du übermüthige Dirne, nimm Dich in Acht!" sagte Neergard zu seiner Braut. „Knud Larsen ist ein resoluter Bursche, der keinen Spaß versteht. Die Ingierd ist seine Liebste."

„Weil sie ihn verhext hat. Von ihrer Mutter, dem alten Finnenweibe, das mit dem Teufel im Sturm davon geflogen ist, habe sie es gelernt."

„Verhext!" lachte Neergard. „Sie hat mit ihren glühenden Augen tief in die seinigen gesehen und das hat gezündet."

„Alle Finnenweiber sind Hexen," entgegnete Karen heftig, indem ihr die Röthe des Zornes in die Wangen stieg. Andere Dirnen drängten sich herbei und stimmten ihr zu, als sie fortfuhr:

„Hexen sind es, die auf offenem Markte verbrannt werden müßten, wenn wir noch etwas Christenthum hätten und von Allen ist diese Ingierd die Aergste."

„Das ist sie!" schrie der Matrose Wulf dazwischen, „denn sie hat schönere Augen und ein schöneres Gesicht als Ihr und könnte zehn Liebsten haben, während Manche von Euch vergeblich nach Einem ausschaut. Das ärgert Euch albernen Dinger und darum muß die Ingierd eine Hexe sein."

Wulf kam nicht weiter. Die Dirnen erhoben bei diesen Worten ein lautes Geschrei, das er nicht zu überbieten vermochte. Sich an das offene Fenster lehnend und die Hände abwehrend von sich streckend, sagte er vor sich hin:

„Die Ingierd ist es wohl werth, daß man sich um ihretwillen einmal tapfer herumschlägt. Hinge sie nur nicht so fest an dem Knud Larsen und hätte ich die lange blasse Ulla nicht, wäre sie mir schon recht, wenn auch ein bischen Hexenwerk dabei ist."

Da trat Knud Larsen mit der schönen Ingierd ein und auf seinen Befehl begann ein munterer Walzer. Das Schelten verstummte vor diesen Klängen und lustig flogen die Paare im Kreise herum.

„Gutes Werk muß doppelt gethan werden," rief der fröhliche Tänzer. „Frisch! Wechseln wir nach altem Brauche die Dirne. Hollah, Neergard, Du immer heiterer Backsmaat, laß mich Dein Bräutlein führen und nimm Du die schöne Ingierd aus meiner Hand."

„Allstunds!" entgegnete Neergard. Aber Jungfrau Karen stellte sich ihrem Bräutigam in den Weg und sagte:

„Thue es und ich werfe Dir den Verlobungsring vor die Füße. Ich will Deine Hand nicht wieder anfassen, wenn diese Hexe sie berührte."

Knud Larsen verwies der Dirne ihr wüstes Schreien. Andere nahmen für sie Parthei. Schwere Worte fielen, aber Knud Larsen rief über Alle hin:

„Die Ingierd ist meine Liebste. Wer ihr etwas zu Leide thut, Mann oder Weib, der hat es mit mir. Kommt Alle heran!"

Er streckte ihnen drohend die Arme entgegen; aber Ingierd hielt ihn zurück und sagte mit heller Stimme, der man ein leichtes Zittern anmerkte:

„Du sollst Dich in meine Händel nicht mischen. Ich kann für mich allein sprechen. Warum scheltet Ihr mich eine Hexe, die Ihr es doch recht gut wißt, daß ich es nicht bin? Thue ich mein Tagewerk nicht redlich? Gehe ich nicht am Sonntage in die Kirche, ohne daß die heilige Mutter ihr Gnadenantlitz von mir abwendet? Ihr habt ein hülfloses Waisenkind, das arm und krank ward, aus Euerm Dorfe getrieben und ließet es am öden Strande im Unwetter verkommen. Ich habe es

begraben und auf dem kleinen Hügel fünf Steine über Kreuz gelegt. Sind das Hexen, die die Gräber schmücken und vor denselben ihr Gebet verrichten? Aber ich weiß wohl, um was Ihr mich beneidet. Euch ärgert es, daß ich besser spinne und webe, als Ihr und Euch den Erwerb schmälere. Euch ärgerte es, daß Knud Larsen, dem Ihr Alle nachgelaufen seid, Euch sitzen ließ und um mich freite, die Ihr zur Hexe macht. Und doch ist Keine unter Euch, die nicht gleich zur Hexe würde, wenn sie mich damit aus dem Wege schaffen könnte. Aber die Freude sollte Ihr nicht haben. Ich bleibe hier und wenn ich den ganzen Hönsning ohne Sang und Klang auseinander sprenge."

Nach diesen Worten blieb sie mitten in der Stube stehen, umringt von den erzürnten Mädchen, die vergebens den Strom ihrer Rede zu unterbrechen versuchten. Die Matrosen bemühten sich, halb im Ernste, halb im Scherz, den vielfach verschlungenen Knäul zu trennen, aber erst nach vieler Mühe gelang es Jedem, seine Tänzerin zu erreichen und den unterbrochenen Tanz wieder zu beginnen. Alle waren bemüht, den Frieden neu herzustellen und Bootsmann Neergard brachte es endlich dahin, daß Karen es über sich gewann zu sagen: Es sei nicht böse gemeint gewesen, darum möge sich die Ingierd beruhigen.

„Es ist gut!" sagte diese. „Wir wollen es nicht weiter besprechen. Aus vielen Ursachen taugen wir nicht zusammen. Es war thörigt vor mir, Euern Hönsning zu besuchen, wohin ich nicht gehöre, so wenig als Ihr auf den meinigen."

Damit ging sie hinaus. Die Dirnen hätten ihr gewiß böse Scheltworte nachgerufen, aber Knud Larsen trat in die Thür und sagte:

„Wer nur eine böse Miene macht, hat es mit mir zu thun. Das sei hiermit gesagt."

Alle wußten, daß mit dem Knud Larsen nicht zu spaßen sei, darum traten sie in die Reihen der Tänzer zurück und thaten, als ob nichts vorgefallen sei.

Ingierd's Hütte lag seitab vom Dorfe und hart an der See. Von der Schwelle aus konnte man die ganze Uddewalla-Bucht übersehen. Dort stand sie und blickte sinnend auf die wallende Fluth.

Knud Larsen, der ihr nachgeeilt war, rief ihr lachend zu:

„Bist Du Deiner Sache so gewiß, daß Du mich zwischen all' den Mädchen stehen läßt, als wäre es gar möglich, daß mir eine davon gefiele?

„Das würde mein Unglück und das Deine," antwortete Ingierd ernst. „Deine Untreue überlebe ich nicht und mein Tod hat den Deinigen zur Folge."

„Ziehe Deine Stirn nicht so kraus," sagte Knud Larsen, dem dieser Ernst nicht behagte. „Du siehst häßlich aus, wenn Du verdrießlich bist."

„Ich liebe Dich so sehr, daß ich Jeden hasse, der dieser Liebe entgegen ist," sprach Ingierd gelassen. „Wer Dich mir nimmt, nimmt mein Leben, und um das zu behalten, setze ich Alles daran."

Die Sonne warf ihren abendlichen Gluthschein auf die Seebucht von Uddewalla. Die Brigg „Drottning" war vom goldenen Schimmer übergossen und die alte Schwedenflagge spielte im Abendwinde. Knud Larsen schwatzte heiter mit der Dirne, die sein ganzes Herz erfüllte; aber Ingierd hörte nicht auf ihn. Ihre Blicke ruhten unverwandt auf den Felsen, welche die Uddewalla-Bucht einschloß und auf die leuchtende See.

„Was hast Du, daß Du mir nicht antwortest?" fragte er ungeduldig. „Es beginnt zu dämmern, und ich muß binnen einer Stunde an Bord. Habe große Lust zurückzukehren zum Hönsning und zur blonden Karen. Die spricht doch wenigstens.

„Du bleibst bei mir!" rief Ingierd plötzlich und faßte krampfhaft seinen Arm. „Du bleibst die ganze Nacht hier und den folgenden Tag. Ich lasse dich nicht fort."

„Morgen früh mit dem Schlage sechs lichtet unsere Brigg die Anker und spätestens um vier Uhr bin ich am Bord", entgegnete Knud Larsen. „Davon ist nichts abzuhandeln. Also laß uns die kurze Zeit genießen. Was hast Du nur wieder?"

„Ich schaue der See in's Gesicht!" antwortete Ingierd. Ihre Wangen brannten; ihre Augen strahlten.

Knud Larsen wagte nicht, sie zu stören; fast furchtsam blickte er nach ihr hin. Der Himmel veränderte sich mit einem Zauberschlage. Die Sonne verschwand hinter den Felsen und dichte Wolken stiegen auf. Um die Spitze des granitnen Kegels, der am Eingange der Seebucht steil emporragte, bildete sich eine Nebelbank, die im Wachsen immerwährend die Form wechselte.

„Seltsam!" sagte der Matrose und dachte nicht an seine Brigg, die im Schatten des hereindämmernden Abends verschwand. „Eben sah das Ding aus, wie ein Alligator, der über das schlammige Ufer des Missisippi kriecht und nun? — Nein, das ist kein Blendwerk! Es ist die Gestalt eines jener riesigen alten Weiber, wie ich sie in den Thälern vón Dalave gesehen habe. Sie beugte den Kopf vorne über und streckte die Arme immer weiter von sich."

Von dem See her wehte eine frische Brise. Sie verfing sich in der nahen Felsschlucht und schrillte pfeifend durch dieselbe hin. Knud Larsen, den es kalt überrieselte, sagte leise:

„Sie sagen, Ingierd sei eine Hexe. Ich habe dem stets widersprochen. Aber, was ich jetzt von ihr sehe .... Hollah, Dirne! Was treibst Du für'nen Spuck?“

„Die Mutter spricht mit mir!“ antwortete sie, ohne sich zu regen.

„Treibst Du doch schnödes Hexenwerk, Dirne?“ fragte er, sich im Fieber schüttelnd.

„Sie befiehlt mir, Dich nicht in See zu lassen. Du sollst bei mir bleiben.“

„Auf der Stelle verlasse ich Dich, wenn Du diesem Gespensterkram kein Ende machst. Höre, Ingierd; zwinge mich nicht zu glauben, was ich nicht glauben will. Es käme für uns Beide nichts Gutes dabei heraus. Das ist mein wohlgemeintes Wort zum Abschiede. Siehst Du die Laterne am großen Mast? Das bedeutet: Alle Mann an Bord.“

„Dies Signal hängt eine Stunde lang aus, und diese Stunde gehörte noch mir!“ sprach Ingierd gelassen.“ Mein rechtmäßiges Eigenthum darf mir Niemand nehmen. Ich habe Dir einen Leibgurt gewebt, der Dir in kalten Nächten wohl thun soll und ein kräftiger Trunk steht bereit, den ich Dir auf eine glückliche Reise zutrinken will. Komm, Knud Larsen, wir wollen fröhlich sein.“

Sie schlang den Arm um seinen Nacken und zog ihn in das Innere der Hütte, die ein flackernder Kiehnspahn erhellte. Knud Larsen sitzt auf einen hölzernen Schemel und blickte in das verglimmende Feuer. Ingierd füllte einen irdenen Becher und kredenzte ihn dem Freunde:

„Trink, Knud Larsen. Ich habe es für Dich bereitet. Kräuterbier nannte es die Mutter. Es soll Dir munden. Es gibt Manche, die wünschen sollten, sie hätten heute Abend einen gleichen Trunk an einem ruhigen Orte gethan."

Der Seemann trank mit Lust von dem kräftig duftenden Trank. Als er den zweiten Becher geleert hatte, sprach er mit schwerer Zunge:

„Nun muß ich fort. Lebe wohl, Ingierd. Gib mir noch einen Kuß zum Abschied."

„Du sollst an Bord gehen. Aber erst noch diesen Becher, den ich Dir zutrinke. Schau, wie er schäumt. Das ist der Scheidetrunk."

Sie reichte ihm den Becher. Er schlürfte den Feuertrank bis zu dem letzten Tropfen; dann aber sanken die Arme schlaff am Leibe herab, der Becher entglitt seiner Hand und unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd fiel er in einen festen Schlaf.

„Den Schlaf segne Dir Gott!" sagte Ingierd und drückte einen Kuß auf seine Stirn. „Ich hatte das Seegesicht und sah, wie der Nordwest die „Drottning" in seinen Armen zerdrückte. Da brachte ich den einzigen Schatz, den ich auf Erden besitze, in Sicherheit. Das kann keine Sünde sein."

Sie küßte den Geliebten nochmals und setzte sich dann auf einen Stein vor der Thür, unablässig auf die brandende See schauend.

Die Nacht ging vorüber und die Hälfte des folgenden Tages. Da fuhr Knud Larsen von seiner Lagerstätte auf. Das dumpfe Rollen der See schlug an sein Ohr. Er vernahm das Heulen des Sturms, der die Wände des Hauses schüttelte.

„Wo bin ich?“ rief er und faßte mit der Hand an die Stirn. Aber plötzlich kehrte ihm die Besinnung zurück. Er eilte hinaus und erblickte die See in großer Erregung vor sich. Die Brigg zu der er gehörte, war verschwunden.

„Ich bin ein Deserteur!“ schrie er auf. „Und bin es durch die Hexendirne geworden.

„Dein Leben habe ich gerettet für Dich und mich.“

„Alle meine Maaten sind hin und ich allein bin übrig. Du hast sie verderben lassen, Weib.“

„Was konnte ich thun?“ fragte Ingierd. „Sollte ich zu dem Capitain gehen und sagen: „Bleibe hier, oder Du bist mit den Deinigen verloren. Er hätte mich ausgelacht, und mit Schanden davon gejagt. Was gehen mich die Liebhaber der Dirnen an, die mich stets verhöhnen? Dich, Knud Larsen, liebe ich von ganzer Seele und nun bleibst Du mein.“

„Mir graut vor Dir, Weib!“ sagte er, sich von ihr abwendeud.

„Das ist ein schweres Wort!“ sagte sie aufflammend. Ein schweres Wort, das Du widerrufen sollst. Kann ich dafür, daß mir die Gabe verliehen ist, es der See anzusehen, wenn in ihrer Tiefe ein Unheil braut? Und ist es eine Sünde, daß ich die Gabe nutze zum besten Derer, die ich liebe? Heute habe ich Dich zum zweiten Male erworben und Du bist nun unauslöslicher mit mir verbunden, als jemals.

„Weg von mir! Du hast mich in Schimpf und Schande gestürzt. Dein Anblick erweckt mir Furcht und Grauen.“

Er stieß sie zurück, als sie ihn mit ausgebreiteten Armen umfangen wollte und eilte davon. Ingierd starrte ihm nach. Sie versuchte ihm zu folgen, aber ihre Füße

wurzelten am Boden fest. Mit einem gellenden Schrei sank sie nieder.

Drei Tage später traf die Nachricht ein, daß die Brigg „Drottning“ in den Skären von Bohus mit Mann und Maus verunglückt sei. Die schöne Karen irrte am Strande auf und ab und verwünschte Ingierd, welche dieses Unheil aus Rache herauf beschworen hatte.

„Aber erst hat sie für sich gesorgt,“ sagte Ulla, die mit dem schmucken Wulf verlobt gewesen war. Uns habe sie zu jungfräulichen Witwen gemacht; aber ihren Liebsten hat sie im trauten Kämmerlein versteckt.“

„Woher weißt Du das?“ schrie Karen auf.

„Ich habe ihn selbst gesehen!“ antwortete Ulla. „In der Stadt nennen sie ihn darum den Helfershelfer der Hexe. Er will sich weiß brennen vor den Leuten, aber sie sagen es ihm auf den Kopf zu, daß er mit der Ingierd unter einer Decke spielte. Da war es, als würde er von einer unsichtbaren Hand aus der Stadt gepeitscht und nun irrt er am Strande auf und ab. Da kommt er wieder. Seine Augen glühen. Er ist barhäuptig und die Haare flattern im Winde. Das böse Gewissen jagt ihn.

Karen und Ulla vertraten ihm den Weg. Sie erhoben drohend die Hand und riefen:

„Gieb uns unsere Männer wieder, Du Liebhaber einer Hexe!“

Aber er wich ihnen aus und eilte in wilder Hast vorüber.

Zwei volle Jahre waren verstrichen. Knud Larsen war aus Uddewalla verschwunden. Es hieß, er sei nach Gothenburg und von da aus in See gegangen. Ingierd saß noch einsamer und verlassener in ihrer Hütte am Webestuhl. Selten ward sie gesehen und dann nie anders, als an solchen Abenden, wenn die Nebelwolken um die Felsen schwankten und die formlosen Gestalten auf- und niederwallten. Da glaubte sie ihre Mutter zu erkennen und sagte, die Arme verlangend nach ihr ausstreckend:

„Nimm mich zu Dir und gib mir ihn wieder, dem ich mich ganz und gar zu eigen gab. Er ist ohne Abschied von mir gegangen; aber es soll alles vergeben und vergessen sein. Ich muß ihn wieder haben."

So stand sie eines Abends auf ihrer Schwelle und blickte hinaus in die See. Ein Schiff war im Ansegeln begriffen mit der blauen Schwedenflagge an der Gaffel. Ihr Herz schlug. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Ein dunkles Gefühl kam über sie. War es die Vorahnung der Lust oder des Schmerzes? Sie wußte es nicht.

„Guten Abend!" sagte es in ihrer Nähe und als sie sich umschaute, gewahrte sie die blasse Ulla, die noch immer um ihren Bräutigam trauerte.

„Was willst Du hier?" fragte Ingierd unwillkürlich zurücktretend. „Ich habe nichts mit Dir zu schaffen."

„Aber ich mit Dir," entgegnete Ulla. „Ich warte auf den Augenblick, da ich Dir das Herzeleid heimgeben kann, das Du mir anthatest, Du böse Hexe. Hast Du lange keine Nachricht von Knud Larsen?

Ingierd zuckte zusammen und deutete fragend auf das im Ansegeln begriffene Schiff.

„Dort ist er nicht!" fuhr Ulla fort. „Er ist schon seit vier Wochen binnen und machte sich lustige Tage."

„Du lügst!" schrie Ingierd auf.

„Meinst Du, weil er nicht zu Dir kommt, sei er nicht da?" lachte Ulla auf. „Ja, Schätzchen, das Mannsvolk ist veränderlich. Darein mußt Du Dich finden. Dachte auch, den Elias Wulf für das Leben zu besitzen und er hat mich doch verlassen. Der schönen Seejungfer zu Liebe, die ihn dort unten festhält. Kennst Du nicht Neergard's blonde Karen? Das ist Deines Liebsten Seejungfer. Das Püppchen wohnt bei ihrer reichen Base in Uddewalla und führt in der Herrenschenke zum Admiral das Regiment. Der Knud Larsen ist Steuermann geworden und hat sich in dem Netz gefangen, das die schlaue Dirne aus ihren goldnen Locken für ihn webte."

Ingierd zitterte. Jeder Blutstropfen war aus dem todesbleichen Antlitz gewichen:

„Nein! Nein! Du hast diese Lüge nur ersonnen, um mich zu quälen."

„Wenn Du nicht immer Dein gesponnenes Garn hochmüthig durch die Botenfrau zur Stadt bringen ließest, sondern selbst gingst, wie es einer geringen Magd geziemt, könntest Du es sehen, denn der Linnenhändler wohnt der Herrenschenke zum Admiral gerade gegenüber."

„Ich will gehen!" sagte Ingierd. „Wohl weiß ich es, daß es Lug und Trug ist, worauf Du sinnst; aber ich will gehen und Du sollst mit Schanden vor mir bestehen."

Sie entfernte sich rasch und Ulla folgte ihr, im Vorgefühl der befriedigenden Rache schwelgend.

Die Herrenschenke zum Admiral war ein stattliches Haus mit hellen Fenstern und hochragendem Giebel. In

der Stube stand Knud Larsen im seemännischen Sonntagsputz und neben ihm die blonde Karen, welche sich verschämt an ihn schmiegte.

„Es ist wohl Unrecht, daß ich mich Dir so schnell zu eigen gab," flüsterte sie, „aber ich konnte nicht anders. Du füllst dieses Herz ganz aus und ich habe keinen andern Gedanken als Dich."

„Und ich lebe nur durch Deine Liebe," sagte er zärtlich. „Wie leicht und froh ist mir jetzt um das Herz. Die Vergangenheit liegt als ein wüster Traum hinter mir. Wenn ich dieser wilden Ingierd und ihrer Gluthaugen gedenke, ist es mir, als ginge mir ein Stich durch die Brust."

„Die böse Hexe hatte Dich bethört!" antwortete liebkosend die blonde Maid. „Denke nicht mehr an sie. Begraben und vergessen."

„Begraben und vergessen!" wiederholte Knud Larsen gedankenvoll. „Wohl mir, wenn es so wäre."

„Die Hexe liegt Dir noch unaufhörlich in Gedanken!" schmollte Karen.

„Sie wird aus unserm Gedächtniß schwinden, wenn Du erst ganz mein bist. Und das wird bald sein. Heute scheide ich und in vierzehn Tagen bin ich wieder da. Ich bringe Dir ein Halskettlein mit, das von dem Goldschmied des Königs gemacht ist. Mein Bräutchen soll aussehen, wie eine Prinzessin."

„Und Dich putze ich heraus, wie einen Prinzen!" lachte Karen. „Sieh, da geht Ulla vorüber. Wie schäme ich mich meines Glückes, wenn ich ihre Trauerkleider sehe. Warum winkt sie uns und schaut ernst darein? Mir wird mit einem Male so angst. Herr Jesus! Die Ingierd!"

Diese war, ohne daß die Beiden es gemerkt hatten, in die Stube getreten und stand dicht vor ihnen:

„Steuermann Knud Larsen von dem Dreimaster Karlsteen, ich bringe Euch den Glückwunsch zu Eurer Verlobung."

Knud Larsen war keines Wortes mächtig. Die halbohnmächtige Karen lag in seinen Armen.

„Lügner!" rief Ingierd mit vor Zorn bebender Stimme. „Ist das die Treue, die Du mir schwurst? Spielst Du so mit dem heiligsten Gelöbniß?"

Er raffte mühsam seinen Muth zusammen, trat dicht vor Ingierd hin und sagte:

„Das Gelöbniß, welches einer Hexe gethan wird, bindet nicht. Wie Du Dich von Gott wendest, wenden sich die Menschen von Dir. Du bist mir nichts, als ein wesenloses Ding, das wie ein Nebelstreif im Morgenwinde verrinnt."

„So sei von mir verflucht!" schrie Ingierd laut und warf die Arme empor. „Dein Augenlicht soll erlöschen und Deine Gebeine sollen am öden Strande verwittern."

Da trat die Base ein, gefolgt von den nächsten Verwandten des Hauses. Ulla mitten unter ihnen. Die Musikanten spielten eine lustige Weise und Ulla sagte zur Ingierd:

„Die Brautleute halten den Umzug, die Freunde zur Verlobung zu laden. Willst Du auch mitgehen?

„Ich will es!" antwortete sie.

Der Zug verstärkte sich Straße um Straße. Wer gerade des Weges kam, schloß sich an, wenn auch nur auf Augenblicke, um der frommen Sitte zu genügen. Ingierd, die von ferne folgte, warf einen Blick auf den Horizont und ihr Gesicht strahlte in heller Gluth.

Die feierliche Ladung war beendet. Die Brautleute gingen nach der Herrenschenke zum Admiral zurück, um die Gäste, die ihnen auf dem Fuße folgten zu empfangen.

Ingierd war nicht darunter. Sie stand wieder auf der Schwelle ihres Hauses im Gespräche mit Luft und See. Die Fallwinde kreuzten sich in der Uddewallabucht. Leichte Wolken jagten zu gleicher Zeit von Osten nach Westen und von Westen nach Osten herüber und hinüber. Die Wellen rollten aus zwei verschiedenen Richtungen und bäumten im Zusammenprallen hoch auf. Die Möven irrten scheu umher, wie eine Flucht Tauben, die der Habicht jagt. Der vereinsamte Rabe auf dem verwitterten Weidenstamm schlug heiser krächzend mit den Flügeln.

„Welle kämpfte mit der Welle," sagte Ingierd vor sich hin. „Und mitten aus dem schäumenden Kamm tauchte das Gesicht auf, womit die See mich angrinete. Ich kenne Dich wieder, schaumgebornes Gespenst und werfe Dir einen Kuß zu."

Sie lachte laut auf, als sich in diesem Augenblicke die Brise verstärkte und eine Welle, höher als die andere, an der Schwelle ihres Hauses zerschellte.

„Die See will ihr Opfer," fuhr sie fort. Der Dreimaster, der sich so stolz vor seinem Anker wiegt, ist morgen von ihr in tausend Splitter zerbrochen. Der schmucke Bräutigam, der so hochmüthig an der Seite des blonden Bräutchens einherschritt, kann nun die bleiche Seejungfer freien."

Mit dem Einbruche der Nacht leuchtete es auf. Es waren die Freudenfeuer, die man dem Brautpaar zu Ehren längs dem Strand anzündete. Dieser Theil der Bucht glänzte im röthlichen Schein. Ingierd hatte den

vorspringenden Felsen erstiegen, der in die See hinein ragte und schaute auf die vom Feuerschein erhellten Böte, worin sich Knud Larsen mit seinen Matrosen befand.

„Noch ist es Zeit!“ sprach Ingierd. Noch könnte ich ihm zurufen: „Gehe nicht, sonst mußt Du zu der Seebraut in die Tiefe. Ich sehe das bleiche Gesicht aus den Wellen tauchen und ihn angrinzen; ich sehe die Arme, die sich ihm entgegen breiten. Gehe nicht!“

Sie rief die letzten Worte unwillkührlich mit lauter Stimme dem Boote nach, dann aber sagte sie:

„Nein! Er hat mich verstoßen und in den Staub getreten. Ich vergebe ihm nicht.“

Als der Morgen graute, stand Ingierd noch an derselben Stelle. Sie sah, wie der Anker des Dreimasters aus der Tiefe stieg, wie seine Segel sich in dem frischen Morgenwinde aufbauchten, der ihn in die See hinaus trieb. Als das Schiff endlich wie ein unscheinbarer Punkt am Horizonte verschwand, brach sie in Thränen aus und sagte:

„Knud Larsen, ich liebte Dich und liebe Dich noch unaussprechlich. Darum kann ich nicht von Dir lassen. Ich will Dir gehören, wie im Leben, so im Tode.“

Und von der Spitze des Felsens warf sie sich in die Brandung, die über sie wegrauschte.

Drei Tage später war die Nachricht von dem Schiffbruch des „Karlsteen“ in Uddewalla angelangt. Karen lag, wie ein bleiches Wachsbild auf ihrem Lager. Ulla stand in ihrem Trauergewande daneben und sagte:

„Hätte sie dem zweiten Freier nicht ihr Ohr ge-

lichen, sondern dem ersten auch im Tode die Treue gehalten, bräche ihr selbst nicht das Herz."

Dann aber beugte sie sich zu der Sterbenden nieder und flüsterte ihr zu:

„Die böse Hexe Ingierd ist todt. Fischer haben sie aus der See gezogen. Das hat ihr der Teufel gethan, dem sie ihr Lebenlang diente."

Das Auge der Blinden.

Eine Strandgeschichte.

Es war ein freundlicher Sommertag und die Bai, woran das gewerbthätige Städtchen lag, so still und ruhig, daß die hohen Speicher, welche neugierig in das glitzernde Gewässer schauten, sich ganz und gar darein wiederspiegelten.

Von der Bai aus lief, zwischen den Speichern durch, eine grade Straße bis in das Innere der Stadt. Am Ende derselben stand quervor ein wohlhäbiges einstöckiges Haus, von zwei blühenden Linden beschattet, das mit seinen blanken Scheiben und hell angestrichenen Fensterläden jeden Vorübergehenden anheimelte.

Es war das Wohnhaus des weiland Schiffscapitän Jens Jakob Eschels, das sich dieser wackere Seemann in den letzten Jahren seines Lebens erbaute, nachdem er sich für sein Schiff bedankt und sich zur Ruhe gesetzt hatte. Jetzt hatte er sich auch vor geraumer Zeit für

dieses Haus bedankt und seine letzte Ruhestätte auf dem Johanniskirchhofe gefunden. In dem Hause aber blieb sein wackeres Weib, die Frau Agathe Eschels zurück, die seit Jahren erblindet war. Sie hatte von dem vollen reichen Leben nichts mehr, als die Erinnerung an eine fröhliche Vergangenheit und die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, welche sie von ihrem Sohne erwartete. Das war der junge Steuermann Wilken Eschels, der voll Sehnsucht von der Mutter erwartet wurde, denn seine Heimkehr hatte er bereits von England aus gemeldet und die erste günstige Brise konnte ihn glücklich binnen lootsen.

Die Hausthür war geöffnet und in dem Rahmen derselben stand, beide Hände in den Taschen, der Matrose Karsten Bomann. Er schaute die Straße entlang auf die Wasser der Bai, von welcher her ein erfrischender Luftzug wehte.

Er war ein altes Erbstück aus der Hinterlassenschaft des verstorbenen Capitäns. In einer schweren Bö fiel das Stängen- und Takelwerk des Besanmastes zu Deck. Karsten Bomann sah es und riß den am Nachthause stehenden Capitän, der sonst zerschmettert wäre, zur Seite. Jetzt war dieser geborgen, aber sein Retter hatte das linke Bein verloren. Von dieser Stunde an gehörte Karsten Bomann zum Hausinventar und die Hinterbliebenen hielten das lahme Erbstück in Ehren.

Da prallte von der Straße her ein aufgeschossener Bursche gegen den alten Seeschwalker an und reichte ihm einen Korb.

„Was soll's damit?" brummte Karsten Bomann, der den Burschen kannte und ihn mit nicht besonders günstigen Augen ansah.

„Das kommt von Mynheer Boje Elfers", sagte der Bursche. „Er läßt der Mamsell Julie einen guten Tag wünschen und sie möchte es sich schmecken lassen. Ein Trinkgeld gibt Er mir wohl nicht?"

„Mit einem Tauende wollte ich Dich betrinkgelden, und wenn es möglich wäre, Deinen Mynheer dazu, den Duckmäuser!" brummte der Matrose und setzte den Korb auf den Tisch, der auf der Diele neben der Wanduhr stand. Der alte Schwalker war so sehr erbittert, daß er nicht merkte, wie Frau Anmagret, auch ein altes Erbstück des Hauses, die Kellertreppe heraufkam und ihn verwundert ansah.

„Was hat Er denn nur wieder, Karsten Bomann?" fragte sie nach einer Pause.

„Das da!" entgegnete er, auf den Korb deutend.

„Was?" rief Frau Anmagret, herzlich lachend. „Er hat einen Korb gekriegt? Was für eine dumme Dirne ist das, die einer so schmucken Rundjacke einen Korb in das Haus schickt? Und einen so großen noch dazu?"

„Bleibe Sie mir nur mit Ihrem dummen Zeuge vom Leibe!" brummte Karsten Bomann weiter. „Das Ding da ist gar nicht für mich, sondern für die Mamsell Julie."

„Für Julie Rettberg?" entgegnete die Alte und ging auf den Tisch zu. „Was steckt denn darin und von wem kommt die Bescherung?"

„Von wem sonst, als von dem Schleicher, dem Boje Elfers?" fuhr Jener fort. „Der alte Kerl scherwenzelt um das junge frische Mädel herum, als ob er ein Freiersmann von zwanzig Jahre wäre, und sieht doch aus, wie ein zerfetzter Wimpel, der seine dreißigste Bullerbö durchmacht. Alle tausend Donner! . . ."

„Fange Er nicht wieder Sein gotteslästerliches Fluchen an!“ sagte Frau Anmagret ernst. „Wenn es die alte Madam in der Stube hört, wird sie erschrecken. Julie Rettberg ist ein liebes, braves Kind und so gut als verlobt mit unserm jungen Herrn. Was hat es da für Noth? Wenn unser Steuermann Wilken Eschels heimkommt . . .“

„Dann halte ich ihm den Korb unter die Nase!“ fuhr der Matrose dazwischen.

„Das soll Er bleiben lassen!“ entgegnete sie und riß den Korb so schnell an sich, als stehe der Steuermann schon dicht hinter ihr und es sei Gefahr im Verzuge. „Will Er ohne Noth Oel in's Feuer gießen? Unser Julchen und Steuermann Wilken sind so gut als Brautleute, und mit der Hochzeit scheint es der Mutter Ernst zu sein. Dann wird der Boje Elfers von selbst wegbleiben. Aber den Korb wollen wir dem guten Kinde doch nicht geben. Ihr wird dadurch ein Verdruß erspart. Die Stina kann ihn gegen Abend wieder hintragen, woher er gekommen ist; das wird dann der Mynheer wohl verstehen. Dachte ich es doch! Apfelsinen, Feigen, Mandeln und dergleichen. Will Er eine davon zum Anbeißen?“

„Brr!“ sagte der alte Seemann, sich schüttelnd, aber bei dem ersten Blick auf die Straße flog ein Lächeln über das breite Gesicht:

„Hollah Ahoi! Wen haben wir hier, die Marssegel backgebraßt und die Steuerpinne nach Lee? Da kommt Herr Cornelis Dultz im Gespräch mit einem fremden Schiffer die Straße herauf. Werfe Sie Ihre Feigen und Nüsse fort und melde Sie es der Madam. Ich will den braven Herrn schon empfangen, denn daß er zu uns will, wenn er in diese Straße kommt, begreift

ein grüner Bursche, der noch nicht drei Stunden auf Deck ist."

„Wenn Er sich nur nicht irrt, Karsten Bomann?"

„Wie käme das?" fragte dieser hochmüthig. „Wohin soll denn ein so braver Schiffsrheder gehen, als zu der Wittwe seines besten Capitäns?"

Während Frau Annmagret ihren Korb wegtrug und Karsten Bomann sich seitwärts von der Thür aufstellte, wie die Schiffsofficiere zu thun pflegen, wenn der Capitän über den Fallreep weg zu Deck steigt, saßen drinnen in der Hinterstube die alte blinde Mutter und das blühende Mädchen mit den hellen Augen nebeneinander. Sie hatten sich die Hände gereicht und Beide glühten von Lust und Freude, denn sie hatten lange gesprochen von dem, was ihnen das Liebste auf Erden war: von dem jungen Steuermann Wilken Eschels, der nun bald binnen laufen sollte.

„Und wenn er erst hier ist," fragte die Mutter, „will ich schon dafür sorgen, daß er sobald nicht wieder weggeht. Er soll mir nicht spät in dem Herbst wieder in See gehen. Den ganzen Winter soll er zu Hause bleiben, Julie, und sich gute Tage machen."

„Wenn er aber nicht will?" fragte Julie mit einem schelmischen Lächeln.

„Ich weiß schon, wie ich es anfange, Kind. Ich verspreche ihm einen schönen Weihnachtsbaum. Und neben den Baum stelle ich ein liebes, freundliches Mädchen mit einem Brautkleide angethan und einen Myrthenkranz im Haar . . ."

„Liebe Mutter! . . ." bat Julie, und ihre Wangen brannten. „Ich bin eine arme Waise und verdiene nicht . . ."

„Du bist das Kind meiner verstorbenen Freundin und hast Dir durch Deine Liebe und Sorge für mich in mir eine zweite Mutter erworben. Hier ist Deine Heimath und hier sollst Du bleiben. Und der Wilken? Kind, Du weißt gar nicht, wie gut er Dir ist. Ich sehe ihn ordentlich vor mir . . ."

„Liebe Mutter . . ." bat Julie, und streichelte die Hand der alten Frau.

„Was meinst Du, Kind? — Weil ich vom Sehen spreche und bin doch blind? Härme Dich darum nicht. Ich sehe Euch Alle in meiner Nacht, und habe Euch immer um mich, auch wenn Ihr fern seid. Meinen lieben seligen Herrn, dessen Bild dort an der Wand hängt, und meinen Sohn, der jetzt auf der See ist, und Dich, deren Hand ich in der meinen halte, sehe ich, denn Ihr drei seid mein Leben, meine Welt."

„Beste Mutter, Du sprichst so viel. Und der Doctor will nicht, daß Du Dich aufregen sollst . . . . Es sei Dir schädlich, sagte er noch gestern."

„Der gute Doctor Bong! Er ist ein alter Junggeselle und weiß nicht, was ein Mutterherz bewegt. Er glaubt auch nicht, daß ich die Gegenstände, die ich liebe, die todten, wie die lebenden, so gut vor mir sehe, als ob ich zwei gesunde Augen hätte. Er nennt es eine kindische Täuschung. Ich weiß das besser, Julie, darum gräme Dich nicht. Wohl fühle ich, daß ich schwach werde und wenn das nächste Frühjahr erscheint . . . . Nun, wie Gott will. Mein lieber seliger Herr sieht es auch wohl gern, daß ich ihm bald nachkomme. — Aber darum will ich auch meines Lebens recht froh werden in diesem Winter und darum soll mir der Wilken zu Hause bleiben, er mag wollen oder nicht, und Du wirst seine kleine Frau . . . ."

Wer weiß, wie weit die blinde Mutter das farbenreiche Bild ihrer nächsten Zukunft noch ausgemalt hätte, wenn nicht Jemand eingetreten wäre.

„Wer ist es, Kind?" fragte sie leise.

„Herr Cornelis Dultz, liebe Mutter," und der Eintretende sagte:

„Guten Tag, Frau Agathe Eschels! Wie geht es Ihr seit so langen Tagen?"

„Ei, was für ein lieber Besuch ist das!" sagte Frau Agathe und wandte sich der Richtung zu, aus welcher ihr die Stimme entgegenscholl. „Julie, einen Stuhl für Herrn Cornelis und bringe eine reine Pfeife mit einer neuen Pose .... Er raucht doch Seine Pfeife bei mir, Herr Cornelis Dultz, und trinkt ein Glas Madeira dazu?"

„Nichts von dem Allen, Frau Agathe," entgegnete der würdige Handelsherr. „Ich komme eigentlich in Geschäften zu Ihr. Und wie ich hoffe, werden Ihr diese Geschäfte nicht ganz unlieb sein."

„Was mir von Ihm kommt, ist mir stets angenehm," sagte die Blinde. „Mein braver Jens Jakob hat Ihn wohl hundertmal einen Ehrenmann genannt, der keinem Menschen ein Leides geschehen ließ, wenn Er es hindern konnte. Er wird auch einer alten blinden Wittwe kein Uebles zufügen. Was soll es denn geben?"

„Ich muß Ihr nur sagen, Frau Agathe," sagte Herr Dultz, und ein schlaues Lächeln, das die Blinde nicht bemerken konnte, lauerte in den Mundwinkeln. „Ich muß Ihr nur sagen, daß es mit der Steuermannschaft des Wilken Eschels nichts mehr ist."

„Was?" fuhr die alte Frau, ihn gänzlich mißverstehend, auf. „Mein Sohn wäre kein ordentlicher Steuermann? Alle Achtung vor Seinen Worten, Herr

aber so ehrenrührig kann ich von meinem Sohne nicht sprechen hören. Es ist ein wackeres Seemannsblut. Weder Jens Jakob noch ich haben etwas an ihm gespart . . . ."

Julie, welche wieder eine Aufregung der Mutter befürchtete, sagte besänftigend:

„Liebe Mutter, so meint es Herr Dultz gar nicht. Er würde Ihr gewiß nicht so etwas Schlimmes in's Gesicht sagen."

„Nein, Du liebes, herziges Ding, das würde ich auch nicht!" antwortete dieser. „Ich denke ihn vielmehr zum Capitän zu machen."

„Ach, Du guter Gott!" rief fast erschrocken die Mutter. „Der Wilken soll jetzt schon werden, was mein Seliger war?"

„Ja, Frau Agathe. Und ich denke keinen schlechten Kauf zu thun. Meine Brigg, „die Schwalbe," ist neu aufgezimmert und bedarf eines Führers, der jung und voll Leben ist, denn ich habe mit dem Fahrzeuge etwas Besonderes vor. Aber eine Bedingniß ist dabei . . ."

„Und welche wäre es?"

„Daß er bald hier ist, denn die Sache duldet keinen Aufschub, muß ich Ihr sagen!" sprach der Kaufmann.

Julie seufzte, aber die Mutter sagte: „Er ist noch nicht einmal hier und soll schon wieder fort? Mein Wilken hat auch einmal einen ruhigen Winter verdient und ich habe allerlei Pläne vor . . . ."

„Ich weiß das Alles," sagte Cornelius Dultz, „aber ich kann darum doch nicht von meinen Bedingungen abgehen. Julie, mein Kind, sei so gut und hole mir ein Glas Wasser . . . Hörst Du?"

Julie wußte es schon von der Kinderzeit her, daß, wenn sie nach einem Glase Wasser geschickt wurde, sie

nicht ungerufen wiederkommen durfte; darum ging sie betrübt hinaus und die Mutter sah ganz erschrocken darein.

„Nun höre Sie mir zu, Frau Agathe,“ sagte der Kaufmann. „Sie will die Kinder miteinander verheirathen. Das ist gut und löblich. Aber jetzt ist nicht der rechte Zeitpunkt. Ein Krieg ist im Anzuge. Es gibt Blockade und Seemolest aller Art. In einem müßig verträumten Monat lassen sich Tausende verlieren, während man mit offenen Augen und mit einer raschen Hand in kurzer Zeit das Vierfache verdienen kann. Auch geht in solchen Tagen der Seemann doppelten Gefahren entgegen und aus einer jungen hoffnungsvollen Frau wird eine junge trostlose Wittwe. Darum jetzt noch nicht heirathen, sondern als lediglofer Capitän ein paar Reisen gemacht und einen Grund damit zu dem künftigen Haushalte gelegt. Nun, Gott spare Sie gesund, Frau Agathe. Bitte Sie vor, daß der Wilken bald kommt. Dann wollen wir ihn zum Schiedsmann in seiner eigenen Sache machen und er wird mir schon Recht geben.“

Herr Cornelis Dultz entfernte sich und ließ die alte Frau bekümmert zurück, die das schöne Luftschloß, welches sie sich in Gedanken aufbaute, zusammenbrechen sah, denn sie kannte ihren Sohn und wußte im Voraus wie der Entscheid desselben ausfallen werde.

Aber die alte Frau sollte nicht lange mit ihren trüben Gedanken allein bleiben. Frau Annmagret erschien mit der Meldung, daß Herr Boje Elfers draußen wäre, der mit ihr zu sprechen begehre, und setzte hinzu:

„Ich weiß gar nicht, was Der hier will! Er hat eine rechte Spürnase, womit er in alle Wirthschaften hineinriecht und wenn er sie wieder zurückzieht . . .“

„Höre Sie, Anmagret," sagte Frau Agathe ernst. „Ich habe Ihr schon oft gesagt, daß Sie nicht über Leute sprechen soll, welche dies Haus besuchen. Heute verwarne ich Sie zum letzten Male! Gehe Sie und sage Sie dem Herrn, daß mir sein Besuch angenehm sein werde."

Anmagret ging brummend hinaus und Herr Boje Elfers trat bald darauf ein. Er war ein Mann in den Fünfzigern und wohl erhalten. Nur hatte er einen fatalen Zug im Gesicht, der dasselbe auf eine eigene Art verunstaltete. Er war halb bürgerlich, halb seemännisch gekleidet und hielt in der Hand ein ostindisches Tuch, mit welchem er sich Kühlung zufächelte:

„Es ist warm draußen, Frau Agathe. Aber Sie hat es hier schön kühl. Der Stuhl vor Ihr ist wohl für mich? Nun, was ich denn sagen wollte, ich höre, daß man gratuliren kann . . ."

„Wozu?" fragte Frau Agathe kurz.

„Nun, zur Capitänsschaft des Herrn Sohnes," entgegnete Boje Elfers scharf. „Am Hafen und in den anstoßenden Straßen ist ja von nichts Anderm die Rede. Kommt ein wenig rasch, Frau Agathe."

„Wenn Herr Dultz meinem Sohne die Ehre gönnen will, eines seiner Schiffe zu befehligen," sagte die Mutter, „werden sich die Leute wohl endlich beruhigen. Hat vielleicht mancher Andere auf das gute Schiff gehofft und ist nun ärgerlich, daß nichts daraus wird. Er auch vielleicht, Herr Boje?"

„Ich?" fragte dieser langgedehnt, und der fatale Zug im Gesicht wurde noch fataler. „Freilich, das Seehandwerk ist mir nichts Neues und wenn ich noch zehn, zwölf Jahre jünger wäre, stände der Sache nichts ent-



gegen. Nun aber mag es darum sein — ich habe es so besser."

Es entstand eine Pause. Herr Boje Elfers war ein angesehener und sehr bemittelter Mann, der zu den Ersten in der Stadt zählte. Und doch war er nicht sonderlich beliebt, weder bei Seinesgleichen, noch bei denen, die unter ihm standen. Die Letztern wurden von ihm gedrückt und jederzeit hart angefahren. Die Erstern zischelten sich allerlei Geschichten zu, des Inhalts, daß es mit dem Erwerbe seines Vermögens nicht immer ganz rechtlich zugegangen sei; allein Niemand konnte ihm etwas beweisen und darum blieb Alles beim Alten.

Frau Agathe Eschels, der dies Beisammensein peinlich wurde, sagte endlich:

„Ist Er bloß hergekommen, um mir Seinen Glückwunsch wegen des Sohnes darzubringen, danke ich Ihm hiermit für Seinen guten Willen. Wenn Er aber sonst noch etwas zn sagen hat, will ich bitten . . ."

„Nun ja, ich verstehe," sagte Boje Elfers verbissen und sie fiel ihm in die Rede:

„Er soll nichts verstehen, wo nichts zu verstehen ist. Es ist die Zeit, wo ich meine Medicin nehmen und eine Stunde schlafen muß. Der Doctor hat es angeordnet und meine Leute halten darauf, daß es strenge befolgt werde."

„So will ich lieber Nachmittags wiederkommen. Hätte wohl ein Wort anzubringen wegen der Julie Rettberg. Sie weiß ja . . ."

„Aber, Herr Boje Elfers, ich habe Ihm gesagt . . ."

„Gut, gut! Sie will das Mädchen dem Sohne geben. Nun, Capitän ist er, aber damit ist es doch nicht genug. Außerdem ist ein Krieg im Anzuge. Es gibt Blockaden, Kapereien und was sonst. Da ist ein

Seemann außer Landes, wie ein Vogel auf dem Dache. An ein so ungewisses Leben wird Sie doch das Schicksal des lieben Kindes nicht ketten wollen? Gebe Sie den Plan auf und lasse Sie meine frühere Bewerbung gelten. Ich habe das schöne Mädchen in mein Herz geschlossen und es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, sie zu meiner Frau zu machen."

„Er weiß wohl, daß dies schon darum nicht angeht, weil die Julie Ihn nicht will."

„Was wissen dergleichen junge Springinsfelde, was ihnen gut ist? Und wer wird sie fragen, ob sie wollen oder nicht? Das machen die vernünftigen Leute unter sich aus. Gebe Sie der Vernunft Gehör. Ich habe Einfluß und kann etwas durchsetzen. Wenn ich die Julie bekomme, soll es nicht zum Schaden des jungen Steuermannes sein."

„Er hat Seinen Kopf und ich habe den meinigen!" entgegnete Frau Agathe kurz. „Wenn zwei harte Steine zusammenkommen, gibt es schlechtes Mehl. Nun Er das weiß, lasse Er es abgethan sein und komme Er zu einem solchen Gespräche nicht wieder."

„Also abgewiesen?" knirschte Boje Elfers.

„Er macht es ja danach, daß man nicht anders kann, als es Ihm grade heraus zu sagen. Lasse Er das häßliche Knirschen mit den Zähnen, das schon meinem seligen Herrn ein Greuel war und gönne Er mir meine Ruhe. Er versündigt sich sonst, weil Er eine hülflose blinde Frau ohne Noth ängstigt."

„Es ist gut," sagte Jener mit unterdrücktem Zorn. „Möge es Sie nicht gereuen, was Sie jetzt thut."

„Ich denke nicht," entgegnete Frau Agathe, „denn ich habe wissentlich nichts Böses gethan."

Sie hat gesprochen und es ist Ihr unvergessen! Es soll noch einmal über Sie kommen und Sie wird an mich denken!

Mit diesen Worten stürmte Boje Elfers hinaus.

„Wie Gott will!“ sagte Frau Agathe Eschels und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Julie Rettberg und Frau Anmagret, die schon draußen ängstlich harrten, kamen herbei.

„Um Gotteswillen, was hat es gegeben?“ fragte Julie erschrocken und Frau Anmagret sagte:

„Ich habe den Karsten Bomann nur mit Mühe zurückgehalten. Er wollte mit aller Gewalt hinein. Aber ob er ihm nicht alle Nüsse und Mandeln nachwirft, die er vorher schickte und den Korb hintendrein, dafür stehe ich nicht.“

„Es ist nichts, Kinder!“ sagte die Mutter. „Ihr müßt Euch um meinetwillen nicht beunruhigen.“

Allein das bleiche Antlitz und ein leises Zittern strafte ihre Worte Lügen. Sie saß regungslos in ihrem Stuhl und Julie war in großer Sorge.

Gegen Abend erschien noch der Doctor Bong. Er fand hinreichende Veranlassung, wiederholt zur Vorsicht zu ermahnen und jede Gemüthsbewegung bei einer Frau zu verhindern, deren Leben an einem seidenen Faden hange.

*
* *

Cornelis Dultz war nach Hause zurückgekehrt. Er trat nicht erst in das Comptoir, wie er wohl sonst pflegte, sondern ging in den ersten Stock hinauf, wo er seine besondere Schreibstube hatte, und blieb allein. Er hatte vollauf Ursache, sich allerlei Gedanken zu machen, denn die Zeiten waren im Allgemeinen sehr ernst, für ihn aber schienen sie es doppelt und dreifach werden zu sollen.

Der wackere Handelsherr und Schiffsrheder war ein Mann, der ein besonderes Ansehen in der Stadt genoß, worin er geboren war. Er hatte sich tüchtig in der Welt umgesehen, und alle großen europäischen Handelsplätze kennen gelernt. Mancher sagte: „Cornelis Dultz ist ein speculativer Kopf," und dachte wohl kaum daran, wie sehr er den Nagel auf den Kopf traf. Etwas weniger speculativ wäre ihm zu gönnen gewesen. Aber Cornelis Dultz war ehrgeizig und stolz. Es genügte ihm nicht, in seinem Geburtsorte der Erste zu sein. Er wollte es den reichen Börsenherren von Hamburg und Bremen und selbst den stolzen Mynheers von Amsterdam gleichthun. So kam es, daß er sich in Speculationen einließ, deren endliche Folgen sich, von seinem Standorte aus, nicht berechnen ließen und deren endlicher Ausgang mindestens ein zweifelhafter war. Geschäftige Hände sind rasch bereit, wenn es gilt, einem Neuling den falschen Weg zu zeigen, und Cornelis Dultz sah sich bald an den afrikanischen Küsten in Handelsgeschäfte verwickelt, die einen immer bedrohlichern Charakter annahmen.

Noch ahnte im Orte Niemand das Geringste. Selbst Boje Elfers schien von nichts zu wissen, sonst würde er es längst an die große Glocke gehangen haben. Es galt eine kühne That. Ein entscheidender Wurf mußte geschehen, an dessen Ausfall Tod und Leben hing. Und diesen Wurf zu thun, war der junge lebensmuthige Steuermann, Wilken Eschels, ausersehen.

Drei Tage nach diesen Vorgängen erschien Hans Tiedenbringer in dem Hause der Frau Agathe Eschels. Sein Gesicht strahlte vor Freuden und indem er zu lachen begann, zog sich sein Mund in die Breite von einem Ohrläppchen zum andern.

Hans Tiedenbringer war der Bote, der die erste Nachricht von angekommenen Schiffen an die Stadt brachte, und darum überall, wohin er die Freudenkunde trug, ein gern gesehener Gast. Frau Agathe ließ ihn vor sich kommen und er rapportirte, den Hut in der Hand:

„Die Brigg „Hoffnung," Capitän Beets, ist glücklich binnen gelaufen. Die Mannschaft wohlauf, voraus der Steuermann Wilken Eschels, der schön grüßen läßt und heute Abend noch an die faste Wall kommt."

Die Frauen waren voll herzlicher Freude. Karsten Bomann nahm den Arm des willkommenen Gastes und führte ihn in sein Kämmerlein, indem er sagte:

„Hier ist meine Staatscajüte und Er kann nur sagen, ob Er Schnapps, Wein oder Grog will, denn Frau Agathe gibt stets volle Ration."

Hans Tiedenbringer sagte lachend: „Wenn dem so ist und der Schnapps mir schmeckt, will ich so lange Wein trinken, bis der Grog fertig ist, aber nicht heute."

Dabei hielt er die Hand auf. Karsten Bomann legte den Gedenkthaler für die gute Botschaft hinein und geleitete ihn dann bis zur Thür, durch welche bald ein längst erwarteter Sohn schreiten sollte, um die Sehnsucht einer geliebten Mutter zu stillen.

Und der Hoffnung folgte die Erfüllung. Der Sohn kam und die hold erröthende Jungfrau, die ihn, durch Thränen lächelnd, empfing, geleitete ihn zur Mutter. Es war eine rührende Scene, die nur empfunden, aber nicht beschrieben sein will. Als sich der erste Rausch der Freude gelegt hatte und Wilken Eschels dicht neben der Mutter saß, die ihn nicht von sich lassen wollte, wurden die letzten Ereignisse erwähnt, und der junge Seemann erhielt die erste Kunde von dem Glücke, welches ihm

bevorstehe, das er aber mit einem Opfer erkaufen sollte, welches bei seiner Liebe zu der schönen Pflegeschwester kein unbedeutendes war.

„Laßt es mich überlegen, sagte Wilken Eschels. „Unser Haus verdankt dem Cornelis Dultz viel und ein Anerbieten, wie er es macht, ausschlagen, hieße einen Mann beleidigen, der uns nur Gutes that. Morgen in aller Frühe gehe ich zu ihm. Er selbst wird mir Alles sagen und darnach werde ich handeln, wie es recht und billig ist. Heute Abend aber bleiben wir zusammen, leben nur für die Gegenwart und hoffen auf eine glückbringende Zukunft."

„Ja, mein Sohn, das wollen wir. Wie schaut Ihr so glücklich drein, Kinder. Ich sehe es, trotz meiner Blindheit. Gott beschütze Eure lieben Augen."

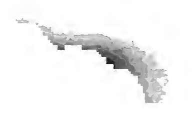
In stiller Rührung schlossen sie sich in die Arme.

Am andern Morgen erschien Wilken Eschels vor seinem Gönner, dem Kaufmann.

„Endlich!" sagte dieser, und führte ihn in seine Arbeitsstube, indem er befahl, daß Niemand ihn stören solle.

Es war eine lange, ernste Unterredung, welche Beide mitsammen hatten. Gegen das Ende derselben sagte der Kaufmann:

„Du bist, wie ich es mir gedacht habe. Ganz wie Dein Vater in jungen Jahren. Rasch entschlossen und doch umsichtig. Meinen beiden andern Capitänen hätte ich eine solche Sendung nicht anvertrauen können. Der rechte Mann ist gefunden. Du bekommst das Commando der „Schwalbe" und brauchst mir nicht dafür zu danken, denn Du zahlst einen angemessenen Preis. Nimmst Du das Gebot an?"



Der Kaufmann hielt ihm die Hand hin. Der Steuermann schlug ein und sagte:

„Ja, Herr Cornelis Dultz, so mir Gott helfe!"

„Dann nehme ich Dich hiermit in Eid und Pflicht. Capitän Wilken Eschels. Mit diesem Handschlage gehörst Du meinem Hause an und es darf fortan zwischen uns kein Geheimniß mehr sein."

Die Unterredung den Beiden begann auf's Neue. Endlich sagte der Kaufmann:

„Dich von Deinen jetzigen Verpflichtungen zu lösen, ist meine Sorge. Noch heute trittst Du das Commando an und betreibst die Ausrüstung mit allem Eifer. Spätestens acht Tage, von heute ab gerechnet, mußt Du in See. Jede Stunde früher will ich mit Gold aufwiegen. Deine schönste Freude muß ich Dir zwar rauben. Es war ein Lieblingswunsch Deiner Mutter, Dich mit ihrer Pflegetochter zu verheirathen und Dich diesen Winter um sich zu haben. Darauf muß sie nun verzichten."

„Spreche Er nicht weiter davon, Herr," sagte Wilken Eschels mit einem Tone, der die innere Bewegung nicht verkennen ließ. „Mutter wird sich überzeugen lassen, und Julie läßt nicht von mir, wenn ich sie jetzt auch verlassen muß; davon bin ich überzeugt. Und was mich betrifft, so nehme ich Ihn zum Bürgen für meine Treue, Herr. Ich gehe entweder zu Grunde und der Tod macht Alles quitt; oder ich kehre wohlbehalten heim und tilge jede Schuld, die ich eingegangen bin."

Die beiden Männer trennten sich. Wilken Eschels ging nach Hause und brachte selbst die Botschaft von dem, was sich ereignete. Julie sagte nichts, allein sie ging hinaus, und als sie nach längerer Zeit wieder zum Vorschein kam, sah man, daß sie sehr geweint hatte.

Das Lächeln, welches sie erkünstelte, vermochte den Zug des Kummers nicht zu verdrängen.

Frau Agathe brauchte längere Zeit, bevor sie es über sich gewann, von einer Lieblingsidee zu scheiden. Endlich sagte sie getröstet:

„Sei es denn. Gehe ledig und los Deinem schweren Berufe nach. Dein Mädchen bleibt bei mir und wird in Treuen Deiner gedenken. Allein Euer Brautstand soll ein rechter, vor aller Welt offenkundiger sein; das lasse ich mir nicht nehmen. Kann ich Euch jetzt keine Hochzeit ausrichten, wie es mein Wille war, wird wenigstens eine Verlobung gefeiert, bei welcher die ganze Verwandtschaft Zeuge sein soll."

Die Verheißung wurde zur Wahrheit. Die Einladungen ergingen an Alle, die ein Recht darauf hatten. Herr Cornelis Dultz und der Doctor Bong wurden besonders als Zeugen erbeten und selbst Boje Elfers hatte eine Karte zugesandt erhalten, ließ sich aber nicht blicken. Der würdige Pastor primarius Bellermann, der den Wilken Eschels getauft und confirmirt hatte, segnete ihn auch am Verlobungsabende. Es war ein Fest voll wehmüthiger Trauer und nur die blinde Frau, welche nicht die vergrämten Züge der Braut und das ernste Gesicht des Bräutigams sah, war ganz glücklich. Um ihretwillen that sich Jeder Zwang an. Sie wollten die dunkle Nacht der Blinden nicht noch finsterer werden lassen.

Am siebenten Tage war das Schiff segelfertig. Schon am Abend hatte der Sohn von der Mutter Abschied genommen. Früh Morgens trennte er sich von der Geliebten. Sie begleitete ihn weinend bis an die Thür.

„Und noch Eins, Du liebes Herz," sagte Wilken



Eschels, die Braut liebkosend. Die Hauptsache. Du wirst mir meine letzte Bitte nicht abschlagen."

„Nein! Nein!" rief das junge Mädchen. „Fordere nur, und es soll gewiß geschehen."

„Darauf rechne ich im Namen meiner Mutter!" sagte der junge Capitän. „Du sollst die alte Frau aufrichten und sie trösten, wenn ich fern bin und vielleicht lange wegbleibe."

„Das habe ich Dir schon versprochen," entgegnete die liebliche Braut, „und fest und unverbrüchlich werde ich darauf halten."

„Wer Andere trösten will, muß selbst nicht des Trostes bedürfen," sagte Wilken Eschels. „Du mußt mit Dir anfangen. Die Mutter darf nichts Trauriges erfahren. Unser guter Doctor hat mir gesagt, daß eine ungetrübte Heiterkeit nöthig sei, um den Geist noch für längere Zeit in den hinfälligen Körper zu bannen."

„Ich will thun, was ich vermag," entgegnete Julie Rettberg und suchte ihren Thränen Einhalt zu thun.

„Dann wird es Dir auch gelingen. Ich könnte vielleicht länger ausbleiben, als ich hoffe und wünsche, und möchte doch gern die Mutter noch wiederfinden. Und höre, Julie, noch Eins. So oft es nur irgend angeht, werde ich schreiben, wie es mir gegangen ist. Allein ich komme in Gegenden, wo die Postverbindungen nur mangelhaft sind und oft ganz und gar fehlen. Ihr müßt Euch dann nicht ängstigen. Wenn keine Briefe ankommen, hat das eine ganz natürliche Ursache. Hörst Du, liebes Kind?"

Sie lächelte ihn durch Thränen an.

„Und nun, lebe wohl!"

Er schloß sie in seine Arme und sah sich noch einmal um. An der Stelle, welche von der Hausdiele in

den Keller führt, standen Karsten Bomann und Frau Anmagret, die mit Theilnahme auf das Liebespaar blickten. Der junge Capitän winkte ihnen näher zu treten, und sagte zu der Braut:

„Wir hatten zwei Zeugen, ohne es zu wissen. Das soll nicht umsonst geschehen sein. Karsten Bomann, mein alter wackerer Maat, Du hast mich gelehrt, einen Tallrepsknopf zu machen und ein Tau zu splitzen.“

„Ja, mein' Seel', das habe ich,“ greinte der alte Seeschwalker.

„Und wie man den Kopf oben behalten soll, wenn die Wellen darüber hingehen, und wie man nicht über Bord fallen muß, wenn man auf der Lufnok der Marsraa sitzt, und das erste Reff gelegt wird, oder gar das dritte . . .“

„Er hat es behalten, wie sein A-B-C!“ sagte Karsten Bomann vor sich hin. „Er ist ein dankbares Gemüth.“

„Nun sollst Du mir, während ich außer Landes bin, noch einen Gefallen thun. Da ist meine Braut. Sie hat mir so eben mit Hand und Mund versprochen, daß sie während meiner Abwesenheit nicht traurig, sondern froh und heiter sein will. Um meinetwillen, wird sie es thun, wenn es ihr auch nicht so um das Herz ist. Nun, Karsten Bomann, Du wirst Acht geben, daß die Julie mir Wort hält. Kennst sie ja von Kindesbeinen an und sie hat Dir oft genug den Bart zerzaust. Dich mache ich zu ihrem Wächter. Räume alles Trübselige aus dem Wege, alter Maat und sorge für lustige Zeiten.“

„Das will ich, Capitän, und müßte ich eine Bekanntschaft mit dem Boje Elfers machen, was mir ver-

dammt sauer ankommen würde. Es soll lustig hier zugehen, und wenn nicht anders, muß mir die Annmagret zu Hülfe kommen und mit mir ein Tänzchen machen. Wer dann nicht lacht, dem kann nicht geholfen werden."

Die Liebenden umarmten sich noch einmal unter Lachen und Weinen; dann riß sich Wilken Eschels entschlossen los und eilte an Bord.

Bereits war der Anker zur Hälfte gelichtet und das junge Volk sprang in die Wanten auf, um die Marssegel von den Raaen zu werfen. Cornelis Dultz ging ungeduldig auf dem Halbdeck hin und her. Er führte den Capitän in die Cajüte und während die „Schwalbe" ihren Flug nach der See begann, übergab er ihm die letzten Briefschaften, zählte die nöthigen Gelder auf und sagte mit unterdrückter Empfindung:

„Du nimmst Alles mit Dir; mein Geld und Gut und meine Ehre. Achte wohl auf Alles und denke stets daran, daß Tod und Leben von Deiner Umsicht abhängen. Gott sei mit Dir und halte Seine schützende Hand über Kiel und Mast."

Er drückte dem jungen Capitän die Hand, eilte auf das Deck, der Mannschaft einige freundliche Worte gönnend, und kehrte mit seinem Bote nach dem Lande zurück. Mit dem auffrischenden Winde flog die „Schwalbe" dem Seegat zu.

Am Mittag des andern Tages erschien Hans Tiedenbringer in dem Hause der Frau Agathe Eschels und sagte zu dem alten Matrosen:

„Gestern Abend um acht Uhr ist die Brigg „Schwalbe," Capitän Wilken Eschels mit einer handlichen Briese aus Ost-Süd-Ost in See gegangen. Die Luft war klar und die Fluth im Kentern begriffen. Er ist also mit vollem Wasser über die Banken gesegelt."

„Hurrah!“ rief Karsten Bomann. „Eine Ost-Süd-Ost-Brise und volles Wasser auf den Banken! Das ist vollkommen genug, um die Julie zum Lachen zu bringen, und mit der Anmagret ein Tänzchen zu machen. He! Hollah, altes Weib! Schiebe den Kessel an das Feuer und mache einen Grog. Steifes Glas und steife Brise! Das kann ich leiden.“

*
* *

Eine längere Zeit verstrich nun. Der Herbst nahm Abschied und der Winter kam. Bleiern schlichen die kurzen Tage vorüber; noch langsamer und bleierner die langen Nächte. Nur wenn ein Brief von Wilken Eschels eintraf, was in der ersten Zeit ziemlich regelmäßig geschah, war Freude im ganzen Hause. Julie Rettberg saß dann zu den Füßen der Mutter und las ihr den Brief des Sohnes vor, einmal, zweimal, dreimal. Das liebende Herz wurde wärmer, je öfter sie jene Zeilen vernahm. Es war, als spräche der Sohn selbst zu ihr und sie söge die Worte von seinen Lippen.

Aber allmälig wurden die Briefe seltener. Die „Schwalbe“ hatte den Atlantischen Ocean erreicht und dort waren keine Poststationen zu finden. Die liebenden Herzen mußten sich in Geduld fassen und jedesmal, wenn der Briefträger am Hause vorüberging und Julie grade am Fenster stand, vernahm Frau Agathe einen leisen Seufzer.

„Kind! Kind!“ sagte sie dann und hob, zwischen Ernst und Milde getheilt, den Finger auf. „Das ist gegen die Ordre. Du bist von meinem Sohne dazu bestellt, Lust und Fröhlichkeit um mich her zu verbreiten, und es fehlt nicht viel, so muß ich dieses Amt bei Dir

übernehmen. Was soll daraus werden? Wenn das so fortgeht, findet der Wilken bei seiner Heimkehr ein abgehärmtes Mädchen mit eingefallenen Backen, statt einer jungen frischen Dirne, die ihm lustig entgegenspringt. Wenn ich das gethan hätte, was wäre aus mir geworden? Von meinem Hochzeitstage an ist Capitän Jens Jakob Eschels achtzehnmal von mir weg in See gegangen und achtzehnmal ist er wiedergekommen und ich habe mich wohl gehütet, ihm ein vergrämtes Gesicht zu zeigen. Nur als er die letzte Reise antrat, von welcher er nicht wiedergekehrt ist, als die schwarzen Träger . . . Nun, nun, das ist begraben. Ich habe es jetzt nur noch mit Dir. Denke Dir, Kind, daß ich mir einbilde, jedesmal, wenn hier Kummer und Trübsinn herrscht, habe der arme Junge mit widrigen Winden und Sturmböen zu kämpfen; ist aber hier Alles fröhlich und guter Dinge, ist auch bei ihm Sonnenschein und eine fromme See. Was will nun meine liebe Julie thun?"

„Der Wilken soll allezeit gutes Wetter haben und die Sonne so warm auf ihm herabscheinen, als sie nur immer kann!" sagte das junge Mädchen, sich bezwingend, und schloß die Mutter in ihre Arme.

„Gottes Lohn dafür!" sprach Frau Agathe, aber im Innern dachte sie doch anders. Darum, als Julie Rettberg im Laufe des Tages ausging, rief sie Frau Anmagret zu sich, und sagte zu ihr:

„Höre, Anmagret, das geht nicht. Die Julie grämt sich und kann, wenn das so fortgeht, ernstlich krank werden; da müssen wir vorbeugen. Es ist hier im Hause so still, daß selbst mir zu Zeiten unheimlich wird an den langen Winterabenden; wie viel mehr einem jungen Mädchen. Es müssen Menschen in das Haus kommen. Nehmen wir Besuche an, werden wir

wieder eingeladen, und das bringt Leben in den todten Raum. Sie soll das besorgen. Lade Sie die Leute, die ich Ihr nennen werde, auf morgen zum Thee und Abendbrot ein. Ich will die Julie damit überraschen und nachher mag sie selbst zusehen. Und höre Sie, Frau Anmagret, knausere Sie nicht, wie das wohl manchmal Ihre Art ist. Mein seliger Herr hat es mir dazu hinterlassen und mein Sohn ist Capitän; da darf nicht geknickert werden, wenn man seinen Gästen etwas vorsetzt."

Frau Anmagret merkte sich die Namen der verschiedenen Personen, versicherte, daß Alles zur Zufriedenheit ausgerichtet werden sollte, und Karsten Bomann hatte genug zu thun, um die Einladungen von Haus zu Haus zu tragen und zwischendurch in der Ankerschenke oder in der Flaggentaverne neue Kräfte für die ungewohnte Arbeit zu sammeln.

So kam nun, ohne daß die junge Braut es geahnt hatte, die Gesellschaft in das Haus. Nahe und entfernte Verwandte, gute Freunde und oberflächliche Bekannte, mit denen man unbefangen plaudert, so lange man mit ihnen zusammen ist, und die man vergißt, wenn man die Thür hinter ihnen geschlossen hat. Die junge Braut fühlte, daß die Mutter sich diesen Zwang auflegte um ihretwillen und beschloß, sich dafür dankbar zu beweisen. Sie war eine starke Natur, die das, was sie wirklich wollte, auch durchzusetzen vermochte. Die Anstrengungen, welche es ihr verursachte, der Zwang, den sie sich auferlegen mußte, wurden sorgfältig verborgen gehalten. Sie gewann es über sich, nicht nur ihre Umgebungen, sondern oft sich selbst zu täuschen, und ehe der Winter noch zur Hälfte verstrichen war, galt Julie Rettberg für die lustigste und heiterste Gesellschafterin, von der Manche etwas lernen könnten. Ein Abendzirkel,

an welchem sie theilnahm, war nicht verloren. Sie wußte immer etwas Neues anzugeben und fand stets noch eine Auskunft, wenn schon alle Andern den Kopf hängen ließen.

Das sollte nun ein Lob sein, verwandelte sich aber bald in das Gegentheil. Hier und da begann man bereits die Köpfe zusammenzustecken und sich allerlei bedenkliche Geschichten zuzuflüstern.

„Die hat sich bald getröstet!“ sagte die Eine und die Andere setzte hinzu: „Er wird ihr wohl nicht besonders am Herzen gelegen haben.“ Eine Dritte meinte: „Herzen wären wandelbar und wenn Einer das Kämmerchen verlasse, käme ein Anderer und setzte sich in das warme Nest.“ Die Vierte ging noch einen Schritt weiter und fragte: „Wer denn eigentlich dieser Nachfolger sei?“ — „Das wolle sie bald in Erfahrung bringen!“ entgegnete die Fünfte und mit lautem Lachen versprach die Sechste ihren gesegneten Beistand.

Julie Rettberg merkte es wohl, allein sie gab sich Mühe, den Verdruß zu verbergen, um der Mutter willen, die sich glücklich fühlte in dem vermeinten Glücke der geliebten Tochter und freundlich zu dieser sagte:

„So ist es recht. Du erfüllst den Wunsch meines braven Sohnes und bist der Trost und die Freude seiner alten Mutter. Das wird Dir Segen bringen, meine liebe Julie. Bleibe nur so und halte Dich aufrecht, dann bekommen wir auch bald Nachricht von unserm Wilken.

Sie hatten Beide bereits lange darauf gehofft, allein vergebens. Sie scheuten sich, einander daran zu erinnern, daß er nichts von sich hören ließ; allein in der Stille ängstigten sie sich um so mehr, und wenn die Zeit kam, wo am Vor- und Nachmittage der Brief-

träger seine Runde machte, horchten sie mit großer Spannung auf das Klingeln an der Hausthür. Aber diese blieb stumm und eine neue Hoffnung ward zu Grabe getragen.

Ein Mann hielt sich absichtlich in dem Hintergrunde und legte scheinbar die Hände in den Schooß. In Wahrheit aber war er insgeheim thätig und spann ein Netz von feinen Fäden, darin sich die Braut des jungen Capitäns fangen sollte. Dieser Mann war Boje Elfers, der noch immer mit einer leidenschaftlichen Zähigkeit an dem Gedanken festhielt, Julie Rettberg zum Weibe zu bekommen, und kein Mittel unversucht ließ, diesen Zweck zu erreichen. Er wußte recht gut, wie schwer es dem armen Mädchen ward, sich in die Lebensweise zu finden, welche die Mutter ihr vorschrieb und daß sie die wachsende Bekümmerniß kaum verbergen konnte, worin sie durch die Ungewißheit über das Schicksal ihres Bräutigams versetzt ward. Aber er that, als merke er dies Alles nicht, und zuckte die Achseln, wenn er irgendwo erschien, wo man von der Frau Agathe Eschels und ihrer Pflegetochter sprach.

„Ich weiß nicht, Cousine Flint, wohin Sie denkt," sagte er eines Sonntags nach dem Schlusse der Vormittagspredigt zu dieser Person, die für eine der ersten Klatschbasen ihrer Zeit galt. „Was weiß Frau Agathe davon? Sie ist blind und sieht nicht, was in dem Bereiche ihrer Hand geschieht. Was soll die von dem wissen, was außerhalb ihrer vier Pfähle vorgeht? Aber die Julie! Die Julie!"

„Ein sauberes Früchtchen das!" sagte Cousine Flint, und steckte die Hände tiefer in den Muff.

„Nun, ich danke Gott, daß ich mit einem blauen Auge davon gekommen bin," fuhr Boje Elfers fort.

„Ich hatte die Absicht, um die Dirne, die mir eine Zeit lang gefiel, anzuhalten und sie zu heirathen! Sie warnte mich damals und ich wollte nichts davon hören. Glücklicherweise unterblieb die Bewerbung. Dafür kann ich Ihr nicht genug danken, denn im Grunde setzte Sie mir doch den Floh in's Ohr."

„Muß Ihn gut gestochen haben, das kleine Thier!" lachte Cousine Flint boshaft. „That es weh?"

„Es ist vorüber, seit ich gesehen habe, wie Mamsell Rettberg sich dem Werftbaas Behnke beinah in die Arme warf und sich den Hals ausreckte, als der junge Herr Heiken aus Bremen neulich bei dem Hafenmeister auf den Ball kam. Gott bewahre! — Nun, ich habe nichts gesagt! Und bei Ihr ist ja Alles gut aufgehoben. Wo hält Sie denn Ihren Mittag?"

„Die Hauschildts haben mich gebeten!" sagte Cousine Flint hoffärtig. „Die Leute zerreißen sich ja um Einen und thun, als ob man eine Prinzessin wäre. Die Hauschildts, weiß der Vetter . . ."

„Ich kenne sie!" unterbrach Boje Elfers die Cousine, „und wünsche Ihr eine gesegnete Mahlzeit." Im Weitergehen aber sprach er vor sich hin:

„Wenn die Hauschildts nichts Böses von ihren lieben Nächsten aufzutreiben wissen, dann bitten sie Cousine Flint; die bringt für acht Tage Vorrath in das Haus. Gott gnade der Julie. Es wird ihr gut gehen und meine Papiere sind im Steigen."

Boje Elfers ging weiter, das Gesangbuch in der Hand und den Teufel im Herzen. Er hatte noch eine halbe Stunde hinzubringen, bis sein Mittagessen fertig war, und bestrebte sich, diese Zeit so gut als möglich zu verwerthen.

Ihm entgegen kam ein Mann, der Makler, Agent und manches Andere war, wie Zeit und Umstände geboten. Um einen Thaler zu verdienen, rannte er einen halben Tag lang von einem Ende der Stadt zum andern und um einen lustigen Abend ohne Kosten hinzubringen, ließ er sich necken und hänseln und war das Stichblatt jedes ungehobelten Gesellen, dem es gelüstete, sein Müthchen zu kühlen. Ein solches Geschöpf dürstet nach Neuigkeiten und mit fiebernden Hast ging er auf den Boje Elfers zu.

„Nichts gehört?"

„Leider nein!" antwortete dieser, der nun schon wußte, wie er seine Waare an den Mann bringen sollte. „Nichts, als daß der Cornelis Dultz in der hellen Verzweiflung sein soll."

„Cornelis Dultz? Warum der?"

„Weil — Na! Er wird es doch wohl wissen? Er soll es ja zuerst ausgebracht haben."

„Was habe ich ausgebracht? Ich bringe Vieles heraus! Jeder Tag bringt etwas Neues."

„Das meine ich. Apropos! Hat Er denn nichts von der „Schwalbe" gehört, womit der Cornelis Dultz den Wilken Eschels weggeschickt hat? Er hatte ja wohl die letzten Nachrichten?"

„Vor acht Wochen, Herr Boje Elfers!"

„Und seitdem nicht wieder? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Sieht ja fast aus, als sei der Wilken Eschels mit der „Schwalbe" nach San Borodan geflogen, von wannen kein lebendes Geschöpf wiederkehrt. Hm! Hm! Das ist eine vertrackte Geschichte! — Muß sich ja hüten, solche ärgerliche Gerüchte zu verbreiten, wenn Er Cornelis Dultz zum Freunde behalten will. Eines Mannes guter Ruf ist leicht untergraben und ein

Makler soll für gewisse Fälle ein doppeltes Schloß vor dem Munde haben. Gesegnete Mahlzeit!"

Boje Elfers konnte getrost nach Hause gehen, um das Gesangbuch beiseite zu legen und nach Messer und Gabel zu greifen. Das Mittagbrot war verdient.

Der Agent erinnerte sich in diesem Augenblicke, daß er noch nie so durstig gewesen sei als grade jetzt; darum kehrte er in der Flaggentaverne ein, und verlangte einen Krug Bier. Ohne darauf zu achten, daß der Matrose Karsten Bomann unweit von ihm saß, fing er an, sich in mancherlei Redensarten zu ergehen von jungen Springinsfelden, die unerwartet zu einem unverdienten Glücke kommen, und ihren Wohlthätern damit vergelten, daß sie das anvertraute Gut nicht vor Schaden zu bewahren wissen, sondern damit umgehen, als wäre es Raub- und Strandgut, das nicht schnell genug in alle vier Winde verstreut werden könnee.

Der alte Seemann wurde unruhig. Er kannte den Agenten und wußte, daß kein gutes Haar an demselben sei. Etwas Niederträchtiges spinne der Bursche an, das merkte er, ließe sich gleich noch nicht ergründen, von welcher Art. Als nun aber Namen genannt wurden, Namen, die das Ohr des alten Seemanns berührten, als ob eine dreifache Bullerböe auf ihn herabstürze, da hielt er sich nicht länger, und mit dem Bierkruge so heftig auf den Tisch schlagend, daß dieser in zwei Stücken auseinanderbarst, sprang er auf und schrie, dem Agenten mit der geballten Faust drohend:

„Sage Er das noch einmal, Er Schuft! Er Ehrenschänder! Wie kann er rechtlicher Leute Namen mißbrauchen und solche Nichtswürdigkeiten erzählen? Bekenne Er gleich, daß Er gelogen hat, oder ich will Ihn

wie einen Stockfisch klopfen, bis er so weich geworden ist, daß Er sich um den Finger wickeln läßt."

Der Agent war hinter den Tisch geflüchtet und rief die Anwesenden zur Hülfe:

„Steht mir bei, Ihr Herren! Der Kerl will mir an's Leben! — Was habe ich Ihm gethan? Nichts. Ich habe erzählt, was ich von andern Leuten hörte. Ist es nicht wahr, desto besser. Dafür braucht man doch einem ehrlichen Geschäftsmann und Familienvater nicht nach dem Leben zu trachten. Wo ist der Wirth? Er muß mich in seinem Hause schützen."

Wie immer bei solchen Gelegenheiten bilden sich zwei Parteien und eben so natürlich war die des Karsten Bomann die geringere. Die Schandmäuler finden unter dem großen Haufen stets den meisten Anhang. Der Agent zog mit allen Ehren ab, hielt dem alten Matrosen noch eine donnernde Strafpredigt und dieser begab sich endlich, auf Zureden des Wirthes, wenn auch innerlich vor Wuth kochend, anscheinend beruhigt, nach Hause.

Frau Annagret empfing ihn mit einem finstern Gesicht, denn es war über die Mittagszeit hinaus und ihre Hausordnung gestört. Als sie aber den alten Tischgenossen näher ansah, verschwand ihr Unmuth sogleich und besorgt fragte sie, was es gegeben habe.

Karsten Bomann erzählte mit steigender Hast. Frau Annagret horchte mit klopfendem Herzen. Beide waren so eifrig bei der Sache, daß sie nicht sahen und hörten, was um sie her vorging. Julie Rettberg war aus der Stube getreten, um zur Ruhe zu ermahnen da die Mutter in ihrem Mittagsschlafe gestört werde, aber bald ward ihre Theilnahme völlig in Anspruch genommen. Sie horchte auf jedes Wort und ihrer selbst nicht mächtig, eilte sie zu Karsten Bomann und fragte angstvoll:

„Woher weiß Er das? Wer hat es Ihm gesagt?“

Die beiden Alten wurden durch dies unvermuthete Dazwischentreten nicht wenig erschreckt. Karsten Bomann war auf keine Ausrede gefaßt. Er platzte nach einigem Zögern mit Allem heraus, war er in der Flaggentaverne vernommen hatte und setzte dann besonnener hinzu:

„Jedermann weiß, daß der Kerl ein Lügner und Betrüger ist. Es ist gewiß Alles nur uns zum Schabernack erzählt.“

Aber Julie Rettberg war eines andern überzeugt. Es lag ihr lange Zeit etwas schwer auf dem Herzen, dem sie keine Worte zu geben vermochte. Nun wußte sie es. Ein Unglück war über ihren Jugendfreund gekommen. Sie hatte ihn verloren. Der Brautschleier war zum Wittwenschleier geworden. Tiefgebeugt, mit thränenschweren Augen, suchte sie die Einsamkeit auf. Eine dumpfe Gewitterschwüle ruhte auf dem Hause des weiland Schiffscapitäns Jens Jakob Eschels.

Da stieg ein neuer Sturm auf und nicht zum Heil. Er jagte die trüben Wolken nicht auseinander, sondern trieb sie noch enger zusammen.

Boje Elfers hatte sich jede nur ersinnliche Mühe gegeben, seinen Zweck zu erreichen und Noth und Jammer in eine Familie zu bringen, die ihn mit seiner Werbung abgewiesen hatte. Er nutzte seine Bekanntschaften aus früherer Zeit und wandte sich hier- und dorthin. Ihm ward der Schiffsmakler Andreas Wiebe in Hamburg genannt, der eine ausgebreitete Bekanntschaft besaß, und Schiffsnachrichten, selbst aus den entferntesten Theilen der Welt, aus der ersten Hand bekam. Dieser Herr wurde ihm als ein durchaus rechtlicher Geschäftsmann und als sehr diensteifrig beschrieben. Boje Elfers wandte

sich an ihn. Unter der Maske eines theilnehmenden Freundes klagte er, daß man von einem Schiffe, genannt „die Schwalbe," geführt von dem Capitän Wilken Eschels, welches nach der Küste von Südafrika versegelt sei, sich ohne alle Nachricht befände, und bat ihn, um der bekümmerten Familie, so wie um Derer willen, die bei diesem Schiffe interessirt wären, die genauesten Nachforschungen anzustellen und an ihn gelangen zu lassen.

Der wackere Schiffsmakler, Andreas Wiebe, an den diese Zeilen gerichtet waren, entsprach dem Ansinnen. Nach einer Woche empfing Boje Elfers einen Brief aus Hamburg. Das Mitgetheilte wäre nur eine Vermuthung, hieß es am Schlusse, man habe indessen nicht ermangeln wollen, auch diese mitzutheilen, und hoffe, bald mit einer zuverlässigern und günstigern Nachricht dienen zu können.

Boje Elfers rieb sich die Hände vor Vergnügen, als er die verhängnißvollen Zeilen gelesen hatte:

„Das bricht der übermüthigen Dirne den Hals. Sie soll mir kirre werden, wie das Vögelchen, das die Cousine Flint in ihrem Messingbauer hat. Ich will meinen Willen haben und ich werde ihn haben, oder ich müßte nicht Boje Elfers heißen."

Rasch fuhr er in die Kleider und begab sich zu dem Herausgeber des Wochenblattes, das in dem Städtchen und dessen Umgegend ein kümmerliches Dasein fristete. Dem Manne, der dies dadurch zu Wege brachte, daß er fünf oder sechs andere Blätter auf die unverschämteste Weise brandschatzte, war ein Originalartikel eine ungewöhnliche Erscheinung. Er riß die Augen weit auf und schlug die Hände in einander, als er vernahm, daß die Nachricht nicht nur ein allgemeines, sondern auch noch ein besonderes städtisches Interesse habe. Und als nun Boje Elfers hinzusetzte, daß bis jetzt Niemand das Ge-

ringste davon wisse, betheuerte er, daß seine Erkenntlichkeit ohne Grenzen sein werde und daß die vortreffliche Notiz, der er viele Nachfolger wünsche, morgen an der Spitze seines Blattes allen neugierigen Lesern von selbst in die Augen springen werde. Zufrieden mit seinem Erfolge entfernte sich Boje Elfers und ließ den Redacteur sammt seiner Presse walten.

Der neue Morgen kam und mit ihm die neueste Nummer des Wochenblattes. Um seinem Gönner gefällig zu sein, erschien dieselbe sogar eine halbe Stunde früher, als es sonst der Fall zu sein pflegte, und mit der Morgenpfeiffe zugleich empfing der neugierige Leser das noch feuchte Blatt.

Auch auf den Tisch neben der Dielenuhr auf dem Hausflur der Frau Agathe Eschels legte der Austräger das verhängnißvolle Blatt. Aber hier hatte es gute Ruhe, denn weder Karsten Bomann, noch Frau Anmagret waren des Lesens mächtig und sahen alles bedruckte Papier mit einer Art von Mißtrauen an. Die Herrschaft aber war noch nicht sichtbar.

Anders war die Wirkung in dem Hause des Cornelis Dultz. Gleichgiltig nahm er das Blatt der aufwartenden Magd aus der Hand. Aber kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als er sich entfärbte. Sollte er seinen Augen trauen? Woher diese Nachricht? Wie kam der Herausgeber des Blattes dazu? War sie gegründet, oder eine jener Tageslügen, wie solche auch schon damals ihren Weg durch die Presse in das Volk fanden?

Auf alle diese Fragen fehlte ihm die Antwort. In einer fieberhaften Aufregung kleidete er sich an. Seine Lage war bedenklich. Mehrere nicht unbedeutende Zahlungen sollten in der nächsten Zeit geleistet werden. Ausstände, die er nachzuweisen vermochte, waren für den

Augenblick nicht flüssig zu machen. Bestätigte sich nun auch noch der Verlust dieses Schiffes, ward auch nur eine ungewisse Vermuthung darüber bekannt, und er außer Stande, sie zu widerlegen, dann war sein Credit dahin. Die Gläubiger würden auf Zahlung dringen und das Aeußerste stand zu befürchten.

Außer Athem langte er in der Wohnung des Redacteurs an. Dieser bedauerte unendlich, nicht nur den Unfall selbst, sondern auch, daß sein Journal denselben zur Kenntniß gebracht habe. Mit dem Namen des Einsenders könne er nicht dienen, denn die Notiz sei ihm ohne Unterschrift zugegangen. Wenn aber die Nachricht eine Unwahrheit enthalte, so möge der Herr doch eine Widerlegung schreiben, so ausführlich, als es ihm nur beliebe. Die Spalten der nächsten Nummer ständen ihm ohne alle Einrückungsgebühren zur Verfügung.

Cornelis Dultz entfernte sich. Er ging grade aus, ohne Jemanden anzusehen. Jeder hatte die unselige Nachricht gelesen und sein Unglück war in aller Leute Mund. Wie konnte er auch nur Einen grade in das Gesicht sehen?

Die Besonnenheit hatte ihn ganz und gar verlassen. Dies Eine erfüllte seine Seele so sehr, daß kein anderer Gedanke aufkommen konnte.

Mit eilfertigen Schritten trat er in das Haus der Frau Agathe Eschels. Karsten Bomann ging ihm entgegen und wollte ihm begreiflich machen, daß die alte Madame sich nicht ganz wohl befände, aber mit den ungestüm herausgestoßenen Worten: „Wohl oder nicht wohl! Hier stehen andere Dinge auf dem Spiele!“ drängte er den Matrosen beiseite und schritt in die Stube.

Julie Rettberg kam ihm mit unverhehltem Staunen entgegen. Sie hob die Hände bittend auf und deutete auf die Thür der Nebenstube. Allein Cornelis Dultz achtete nicht darauf, sondern fragte:

„Hat die Jungfer das Wochenblatt schon gelesen?"

„Noch nicht, Herr Dultz. Unsereine hat nicht immer Zeit. Steht etwas Wichtiges darin?"

„Ich weiß nicht, ob es für die Jungfer von Wichtigkeit ist. Mir ist es in Mark und Bein gefahren!" antwortete ingrimmig der Kaufmann.

Julie Rettberg wurde blaß und roth. Zweimal nacheinander nannte der Kaufmann sie die Jungfer, da er sie doch sonst stets liebe Julie anredete. Was sollte das bedeuten?

„Ich bitte Ihn recht herzlich," sagte sie verschüchtert, „nicht so laut zu sprechen. Die Mutter hat eine schlechte Nacht gehabt und ich bin sehr in Sorgen um sie. Wilken hat so lange nicht geschrieben . . ."

„Das ist es! Das meine ich!" polterte Cornelis Dultz weiter. „Warum hat Sie das Wochenblatt nicht gelesen? Dann wüßte Sie längst, woran wir Alle miteinander sind."

„Was sagt Er da?" rief sie erschrocken und vergaß nun selbst die eben erst erbetene Vorsicht. „Steht etwas von Wilken in dem Blatte? Von meinem . . ."

Sie stockte und sah den Mann mit einer so kummervollen Miene an, daß er das böse Wort, welches er bereits auf der Zunge hatte, wieder zurückdrängte. Das arme Mädchen fühlte wohl, daß eine Nachricht, welche zuerst durch die Zeitungen bekannt ward und die man auf solche Weise überbrachte, unmöglich eine gute sein konnte. Sie wagte nicht, das Blatt zu fordern und

harrte zitternd, in demüthiger Haltung, was der Kaufmann weiter sagen würde.

„Das hat man davon," fing dieser wieder an, „wenn man den Großmüthigen spielt. Ehre und Reputation gehen dabei zum Teufel!"

„Herr Dultz!" rief Julie Rettberg. „Bedenke Er, was Er spricht."

„Ehre und Reputation gehen zum Teufel, habe ich gesagt," fuhr er zornig fort, „und hier im Hause ist wahrhaftig Niemand, der sie mir wiedergeben kann. Weil der Vater ein braver Mann gewesen ist und meinem Hause manchen guten Dienst leistete, glaubte ich, es an dem Sohne wett machen zu müssen. Ich Thor! Ich Narr! Ich verdiene mein Unglück, weil ich mich selbst in das Gesicht schlagen konnte, indem ich mein Eines und mein Alles in die Hand eines unerfahrenen, leichtsinnigen jungen Mannes legte."

„Sehe Er sich vor, Herr Dultz," sagte Julie Rettberg, sich zusammennehmend, „bevor etwas gesagt wird, was nicht wieder gut zu machen ist. Er spricht Dinge, die Er nicht verantworten kann."

„So? Kann ich nicht?" entgegnete er höhnend. „Nun, die Jungfer hat ja lesen gelernt! Da ist das Blatt! Ueberzeuge Sie sich selbst."

Julie Rettberg nahm das Blatt mit zitternden Händen und sah hinein. Aber ihre Augen schwammen in Thränen, die Buchstaben liefen ihr durcheinander. Sie ließ die Hand sinken und jammerte:

„Herr Gott, sei mir gnädig und barmherzig!"

„Das möge er uns Allen sein, denn wir können es brauchen!" sagte Cornelis Dultz hart. „Der Wilken Eschels hat mein Schiff weggesetzt . . ."

„Jesus!“ rief das erschrockene Mädchen. Sie kam nicht weiter. Ihre Kniee wankten. Sie griff nach der Lehne eines Stuhls, um sich aufrecht zu erhalten.

„Da im Blatte steht es. Gleich auf der vordersten Seite steht es!“ sagte der Kaufmann. „Die „Schwalbe“ soll total verunglückt sein. Aber wenn er mit dem Leben davongekommen ist und ich habe ihn wieder hier, soll er mir vor Gericht. Er soll mir eine Verklarung belegen, wobei ihm Hören und Sehen vergehen. Mit Einem, der mir meinen guten Willen damit bezahlt, daß er mich um Vermögen und Ehre bringt, habe ich kein Mitleid.“

„Wenn Er diese Worte in Gegenwart der Mutter spricht, tödtet Er sie!“ sagte Julie Rettberg warnend.

„Es stirbt sich nicht so leicht,“ entgegnete der Kaufmann, „sonst wäre ich heute früh vom Schlage getroffen.“

Julie Rettberg hatte angstvoll nach der Thür des Schlafgemachs hingehorcht. Sie eilte auf dieselbe zu, sah durch eine Spalte und zu dem Kaufmann zurückkehrend, sagte sie mit gedämpfter Stimme:

„Sie ist wach. Mutter Agathe hat ein scharfes Gehör und keine Silbe von dem, was hier gesprochen wird, entgeht ihr. Sei Er barmherzig und Gott im Himmel wird auch Ihm barmherzig sein.“

Frau Agathe war von dem Lärmen in der Wohnstube wirklich erwacht. Sie rief abwechselnd nach der Anmagret und nach Julien, aber Niemand hörte sie. Da entschloß sie sich, ohne den Beistand Anderer sich zu erheben. Ihr Herz schlug heftig, als der Lärmen sich noch immer nicht gab. Es ahnte ihr, daß ein Unglück im Anzuge sei, das sie hart treffen werde.

„Wer spricht von meinem Sohn?“ sprach sie zit-

ternd und stand aufrecht. „Mir war es, als hörte ich seinen Namen.“

Sie tappte längs der Wand und fand die Thür. Diese sprang auf, als sie die Klinke berührte.

„Die Mutter!“ schrie Julie, als sie die alte Frau erblickte. „Mutter! Mutter! Was sucht Sie hier?“

„Dich!“ entgegnete Frau Agathe. „Du bist nicht gekommen, als ich Dich rief. Was thust Du hier und wer ist bei Dir?“

„Herr Cornelis Dultz ist eingetreten,“ antwortete Julie und sah diesen mit einem Flehensblicke an. Aber der Kaufmann blickte zur Seite und entgegnete nichts.

„Dann bringt Er mir Nachricht von meinem Sohne, von meinem lieben Wilken!“ sprach die Mutter lebhaft. „Geschwind! Geschwind! Sage Er mir Alles, was Er weiß.“

Zu jeder andern Zeit hätte die Aufregung, worin sich die alte blinde Frau befand, das Herz des Kaufmanns gerührt, aber der Zorn hatte noch zu sehr die Oberhand bei ihm und mit verbissener Kälte sagte er:

„Die Julie weiß schon Alles und kann es Ihr sagen. Sie hat es schwarz auf weiß in der Hand. Aus einem so lieben Munde wird es Ihr noch einmal so gut thun.“

„Dann lies, Julie! Lies laut!“ bat die Mutter. „Lasse Dich nicht so lange vergebens bitten. Was macht mein Sohn? Und was steht in dem Blatte, das Du in der Hand hältst?“

Frau Agathe hatte die Hand der Tochter ergriffen und mit dem Finger das Zeitungsblatt berührt. Julie sprach in ihrer Herzensangst vor sich hin: „Herr Gott, behalte mir die Lüge nicht!“ und sagte darauf:

„Der Wilken ist ganz wohl, liebe Mutter!“

„Dann lies nur, Kind! Lies!“ trieb Frau Agathe ungeduldig. „Wie kannst Du mich so lange quälen? Was schreibt er denn?“

„Es ist kein Brief von ihm da,“ sagte Julie. „Es ist nur ein Zeitungsblatt mit einer Schiffernachricht.“

„Dann lies doch endlich!“

„Ja, ich will lesen!“ sagte Julie entschlossen, und schlug das Blatt auseinander. Darauf begann sie mit unsicherer Stimme:

„Aus der Capstadt, im Mai. Gestern Abend ist das Schiff „die Schwalbe,“ zuletzt von England kommend und geführt von dem Capitän Wilken Eschels, hier glücklich angelangt. Der Capitän und die Mannschaften erfreuen sich der besten Gesundheit.“

„Das ist Alles, liebe Mutter!“ setzte sie tonlos hinzu und ließ die Hand mit der Zeitung sinken.

Dem Cornelis Dultz war es, als hätte er eine Erscheinung. Grade das Gegentheil von dem, was in dem Blatte stand, hatte Julie so eben gelesen.

„Es ist genug! Mehr als genug, um mein sehnendes Mutterherz zu laben und zu erquicken!“ antwortete Frau Agathe. „Wo hast Du das Blatt, liebe Julie? Gieb es mir her. Ich will es selbst in meiner Hand halten.“

Sie nahm die Zeitung und drückte sie an ihr Herz und an ihre Lippen. Ein sonniges Lächeln verklärte das bleiche Gesicht und sie sagte:

„Nun fühle ich, daß ich meinem Sohne nahe bin! Und da er jetzt wieder zu Menschen sich gefunden hat, die uns von ihm Kunde gaben, wird er auch bald selbst schreiben! Und Er hat gleich am frühen Morgen mir die Nachricht gebracht, Herr Cornelis Dultz? Das ist brav von Ihm! Das ist rechtschaffen und sieht ganz

dem Freunde meines seligen Jens Jakob ähnlich. Nun, Gott wird es Ihm reichlich vergelten, hier und dort! Ich will vorbeten bei dem lieben Herrgott!"

Cornelis Dultz ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. Das verklärte Angesicht der Mutter hatte ihn verwirrt. Wie hätte er mögen diesen Wahn zerstören? So sehr hatte ihn der Zorn noch nicht verblendet.

Als keine Antwort erfolgte, fragte Frau Agathe: „Cornelis Dultz, warum antwortet Er nicht?"

„Er ist schon fortgegangen, liebe Mutter!" entgegnete Julie, die noch immer ob ihrer eigenen Kühnheit zitterte. „Geschäfte rufen ihn ab."

„Er hat mir einen fröhlichen Tag gemacht und darum soll auch Fröhlichkeit im ganzen Hause sein," sprach die Mutter. „Laß unsere Verwandten zum Thee hierher bitten. Der gute Karsten Bomann kann das besorgen. Er wird es gern thun, denn er hat ja den Wilken von Kindesbeinen an lieb gehabt. Dann wollen wir ihnen die erfreuliche Nachricht mittheilen . . ."

Frau Agathe hielt erschöpft inne. Julie befand sich in einer nicht geringen Verwirrung und sagte:

„Es ist schon spät am Tage, liebe Mutter. Bevor unsere Einladung anlangt, haben die Leute über ihren Abend bestimmt. Auch wissen sie ja aus den Zeitungen bereits, was wir ihnen sagen könnten . . ."

„Mir scheint, als ob die gute Nachricht, die wir empfangen haben, Dir keine sonderliche Freude macht!" entgegnete Frau Agathe empfindlich. „Hat der Sohn das um Dich verdient?"

„O, Mutter! Mutter! Du thust mir wehe!" sagte Julie. „Weher, als Du denkst!"

Die Mutter hatte eine Entgegnung auf der Zunge, aber sie gelangte nicht dazu, sie auszusprechen, denn

draußen wurden einige laute Worte rasch gesprochen und gleich darauf trat der Doctor Bong in die Stube. Er befand sich in einer nicht gewöhnlichen Aufregung, denn er hatte ebenfalls das Zeitungsblatt gelesen und malte sich den Zustand der alten Freundin mit den schrecklichsten Farben aus.

„Es ist der Doctor, liebe Mutter!“ sagte Julie und Frau Agathe streckte dem Gaste die Hand entgegen.

„Das ist schön von Ihm, daß Er kommt, lieber Bong!“ sagte Frau Agathe. „Daran erkennt man die wahren Freunde, die in Freude und Leid stets zur Hand sind. Ja, ja! Wir verkehren nun auch schon unsere dreißig Jahre zusammen. Er hat sich gewiß recht über die Nachricht gefreut?“

Dem Doctor blieb vor Erstaunen das Wort im Munde stecken. Er sah Julie an und schüttelte bedenklich mit dem Kopfe. Diese legte den Finger auf den Mund und sagte dann:

„Am Ende hat der Doctor das Wochenblatt noch gar nicht gelesen! Es steht ein Brief aus der Capstadt darin, der uns die Nachricht bringt, daß Wilken Eschels dort mit der „Schwalbe“ wohlbehalten angekommen ist und daß Capitän und Matrosen alle gesund und munter sind.“

„Gesund und munter!“ sagte die Mutter, die Hand des Doctors, welche sie noch immer in der ihrigen hielt, freundschaftlich schüttelnd.

„Gottlob!“ entgegnete der Doctor mit einem tiefen Athemzuge.

„Und nun,“ sagte Julie, „will die Mutter die Freunde und Verwandten einladen lassen, um ihnen die frohe Nachricht mitzutheilen, allein ich glaube . . .“

Das junge Mädchen sah den alten Hausfreund bedeutungsvoll an, der sie sogleich begriff und rasch einfiel:

„Beileibe nicht! Das würde die Aufregung, worin sich Frau Agathe befindet, nur vermehren, und könnte nachtheilige Folgen haben. Nein, wir wollen diese frohe Kunde ganz für uns behalten und in aller Stille fröhlich sein. Gegen Abend komme ich wieder und dann sprechen wir weiter von dem Briefe aus der Capstadt. Jetzt empfehle ich Ruhe! Nichts als Ruhe!“

„Ach ja!“ sagte seufzend Frau Agathe. „Es mag so am besten sein, denn eben jetzt fühle ich wohl, daß mir nicht so leicht ist, als ich meinte. Thut denn mit mir, was Ihr wollt. Ich füge mich in Alles. Aber Eins habe ich doch vor Euch voraus.“

„Und das wäre?“ fragte Julie, merklich erleichtert, und streichelte die Wange der Mutter.

„Daß ich, trotz meiner Blindheit, heller sehe, als Ihr Alle. Wolltest Du nicht schon verzweifeln, als wir ohne Nachricht blieben? Hatte nicht dieser und jener von Euch sein Bedenken? O, ich bemerkte es wohl, wenn es auch nicht laut ausgesprochen ward. Aber ich dachte: mögen sie doch! die Sehenden sind blind und die Blinden sehen. Mit meinem innern Auge sah ich den Sohn vor mir; täglich, stündlich sah ich ihn, und sein heiterer, froher Blick, seine klare Stirn sagten mir stets, daß es ihm wohl gehe und er bald zu mir zurückkehren werde.“

Sie ließ sich von Julien in ihre Stube bringen, die dann nach einiger Zeit zurückkam und dem Doctor zuflüsterte:

„O, barmherziger Gott! Was habe ich ausgestanden. Es ging fast über meine Kräfte. Welches Unglück sähen wir jetzt vor uns, wenn ich nicht . . .“

Sie hielt inne. Das Wort „Lüge“ wollte nicht über ihre Lippen. Der Doctor verstand sie und sagte:

„Laß Dich das nicht bekümmern, liebe Julie. Diese Unwahrheit bringt Dir Segen. Es war eine fromme Täuschung. Lasse sie auch ferner walten. Es gereicht diesem Hause zum Heil. Aber nun müssen wir vorsichtig sein. Es darf Niemand zur Mutter, der nicht vorbereitet ist. Am besten, man weiset jeden Besuch zurück, dann haben wir nichts zu befürchten. Ich werde das sogleich befehlen. Komm, laß uns mit den Leuten reden.“

Beide gingen hinaus. Frau Anmagret und Karsten Bomann wurden in das Vertrauen gezogen. Der Letztere pflanzte sich vor der Thür auf wie ein wüthender Cerbarus. Nur in Gedanken schweifte er am Vormittage zu der Flaggentaverne nach Backbord und am Nachmittage nach der Ankerschenke am Steuerbord. Es blieb still in dem Hause des weiland Schiffscapitäns Jens Jakob Eschels.

* *
*

Die Leute hatten sich viel zu erzählen. Frau Agathe Eschels war eine gastfreie Wirthin. Wenn auch selbst zur Abgeschiedenheit verurtheilt, gönnte sie doch Andern die ungetrübteste Heiterkeit und suchte Alles hervor, um diese zu fördern und zu mehren, damit ihr Herzblatt, die Julie, den Schmerz der Trennung von ihrem Verlobten weniger empfände.

Die Anordnungen, welche Julie in Gemeinschaft mit dem Doctor traf, konnten ihr in ihren Folgen nicht verborgen bleiben. Es fiel ihr auf, daß das Haus plötzlich vereinsamte. Der Doctor war mit der entschiedenen

Erklärung zur Hand, daß er dies befohlen habe, und daß es dabei sein Bewenden hätte. Er sei dem Sohne für die Gesundheit seiner Mutter verantwortlich, darum müßte man seine Befehle pünktlich ausführen und sich nicht die geringste Ausnahme gestatten.

Frau Agathe ließ es sich gefallen, aber nur unter der Bedingung, daß Julie dadurch nicht beeinträchtigt werde. Dürften die Freunde nicht zu ihr kommen, solle sie zu den Freunden gehen. Das mußte sie ihr versprechen und halten.

Darum hatten die Leute sich viel zu erzählen. Cousine Flint kam auf einer ihrer rastlosen Morgenwanderungen zu einer gleichgesinnten alten Freundin, die in dem Hause des Hafenmeisters bekannt war und den vorhergehenden Abend bei der Familie desselben zugebracht hatte.

„Es ging wohl recht lustig her?“ fragte Cousine Flint und schaute ärgerlich darein, weil sie von dieser Lustigkeit, wie von so mancher andern ausgeschlossen war.

„Das kann Sie sich denken!“ lautete die Antwort. „Die Hafenmeisters sind gastfreie Leute und lassen etwas darauf gehen. Der alte Herr tractirte uns vor dem Zuhausegehen noch mit Ananaspunsch.

„Ananaspunsch!“ rief Cousine Flint. „Man denke! Wann kommt das an Unsereine? Ich kenne solche Kostbarkeiten nur vom Hörensagen. Aber Hafenmeisters freilich! — Er war früher Schiffscapitän und hat es im Auslande gelernt. Woher solche Leute es nehmen, ist freilich eine andere Frage. Der Gehalt ist nicht so gefährlich groß und sogenannte Nebeneinkünfte wirft die Stelle auch nicht ab. Da müssen denn die ausländischen

Capitäne das Beste thun, wenn sie für ihre Schiffe einen guten Liegeplatz haben wollen. Was wissen die fremden Herren von der hiesigen Hafenordnung?"

„Es waren auch einige solche fremde Leute von der Gesellschaft!" schob die Freundin ein.

„Das sage ich ja! Aber was habe ich damit zu thun?" bemerkte Cousine Flint geringschätzig." „Nun, wer war sonst noch dabei? Mamsell Julie Rettberg vermuthlich?"

„Wo fehlte denn die?" sagte die Freundin. „Ueberall die Erste und die Letzte."

„Und Alles auf Befehl der Mutter!" hohnlachte Cousine Flint. „Sie ist gar nicht dafür. Sie bliebe gern zu Hause. In ihrem Stübchen ist sie am liebsten. Was für eine dumme Gans ist sie, daß sie sich einbildet, man glaube ihr das. Sie stellte sich wohl wieder recht traurig und bekümmert an, damit man sie bemitleiden sollte?"

„Sehr im Gegentheil!" entgegnete die Freundin. „Sie war ein paar Mal sogar ausgelassen. Sie gab neumodische Räthsel auf, spielte auf dem Clavier und sang lustige Lieder dazu."

„Clavierspielen und Liedersingen, wenn der Bräutigam mit Mann und Maus verloren gegangen ist!" sagte Cousine Flint, und gerieth in Gefahr, in dem Eifer ihrer sittlichen Entrüstung die Häkelarbeit der Freundin, wonach sie in der Zerstreuung griff, zu zerzupfen.

Die Bedrohte brachte ihr Eigenthum in Sicherheit und sagte:

„Dafür wurde ihr aber auch rechtschaffen die Cour gemacht von Alt und Jung."

„Das glaube ich!" antwortete Cousine Flint verbissen und schweifte in der Stube auf und ab. Sie

blieb an einem dritten Orte nie lange auf derselben Stelle, sondern spähte fleißig umher, ob sich nicht irgend etwas vorfinden wollte, woran sie eine bessernde Hand legen könne. Jetzt trat sie an das Fenster, und als ob sie eine Erscheinung hätte, rief sie laut:

„Da ist sie!“

„Wer?“ fragte die Freundin, herbeieilend.

„Sie!“ lautete die Antwort, und majestätisch deudeutete Cousine Flint auf den gegenüberliegenden Bürgersteig:

„Da geht sie! Und wieder im vollen Putz natürlich. Sie kann ja zu Hause kaum warm geworden sein. Also nun auch schon Frühstücks-Gesellschaften? Vielleicht wieder bei Hafenmeisters? Oder bei einem der fremden Capitäne, die im Hamburger Schifferhause logiren? Nein, was man nicht Alles erlebt!“

Cousine Flint eilte davon, um den armen Geschöpfe zu folgen, das sie zum Opfer ihrer Zunge ausersehen hatte.

Es war wirklich Julie Rettberg, welche vorüberging, aber nicht um an dem Orte zu erscheinen, wohin die erste Klatschbase der Stadt sie schickte. Sie betrat den Andreaskirchhof und das dort befindliche Predigerhaus, woselbst der Herr Pastor primarius Bellermann wohnte. Der würdige Greis, der sie mit ihrem Geliebten feierlich verlobt hatte, empfing das junge Mädchen, das auch sein Beichtkind war, mit väterlichen Worten und sagte:

„Ich kann mir denken, liebe Tochter, weshalb Du zu mir kommst. Du hast einen Fehler begangen und Dein Gewissen macht Dir Vorwürfe. Der Doctor Bong hat mir Alles erzählt.“

„Ja, ehrwürdiger Herr, ich log und ich log wissentlich!“ antwortete Julie, die Augen niederschlagend. „Wie kann ich vor der blinden Frau bestehen, wenn es an den Tag kommt? Und muß es nicht offenbar werden, ehrwürdiger Herr?“

„Wohl ist die Lüge eine Sünde!“ sagte Pastor Bellermann. „Durch die Lüge ist alles Unheil in die Welt gekommen. Aber, liebe Tochter, es gibt Fälle, wo das Abweichen von der Wahrheit sich entschuldigen läßt und in dieser Lage hast Du Dich befunden.“

Julie sah den Pastor fragend an. Dieser entgegnete mit mildem Lächeln:

„Es scheint Dir vielleicht eigenthümlich, daß ich, als ein Geistlicher, der Lüge das Wort rede, allein ich kann es nicht anders. Du verleugnetest die Wahrheit in einem Augenblicke, wo diese Wahrheit ein geliebtes Leben gefährdet hätte. Es war eine fromme Täuschung. Du wolltest einen guten Zweck erreichen, wenn auch das Mittel ein solches war, das die Moral nicht immer billigen kann.“

Der Geistliche sprach noch viel und mancherlei. Julie schied endlich von ihm mit der Beruhigung, um der frommen Täuschung willen, welche sie wagte, nicht von dem Wege abgewichen zu sein, den Pflicht und Ehre ihr vorgezeichnet hatten.

Sie langte zu Hause an. Frau Annmagret kam ihr mit den Worten entgegen, daß die Mutter bereits mehrere Male nach ihr gefragt und hinzugesetzt habe, ob denn noch immer kein Brief von dem Sohne angelangt sei.

„Was konnte ich anders sagen als Nein?“ klagte die Alte und Karsten Bomann fuhr dazwischen:

„Wo, zum Teufel, soll ein Brief herkommen, wenn der Capitän mitsammt seinem Schiffe am Caplande verunglückt ist?“

Julie war zur Mutter geeilt und Frau Anmagret sagte:

„Wenn die Frau keine Nachricht bekommt, stirbt sie uns hin, also muß Rath geschafft werden. Wenn ich nur schreiben könnte. . .“

Dies Wort der alten Frau fuhr dem lahmen Seemann vor die Stirn:

„Was schwatzt Sie? Wenn Sie nur schreiben könnte! Nun, was dann? Wollte Sie vielleicht?“ —

Der Alte schwieg. Frau Anmagret sagte:

„Freilich wollte ich — es wäre ja eine gute Sache.“

„Blixum!“ rief Karsten Bomann. „Ein Bramleesegelfall wollte ich eher einscheren, als so etwas herausspintisiren. Und doch — wenn man einem Menschen damit das Leben wiedergeben kann. . . In einer halben Stunde kommt der Doctor. Der wird die Geschichte schon spitz kriegen. Frau Anmagret, ich fange an, mich vor Ihr zu fürchten. „Wenn ich nur schreiben könnte!“ hat Sie gesagt. Was würde Sie nun erst sagen, wenn Sie das Schreiberhandwerk wirklich verstände?

Frau Anmagret war über das Erschrecken ihres alten Hausgenossen noch mehr erschreckt, als dieser selbst und mit Herzklopfen harrte sie auf die Ankunft des Doctors, der auch nicht auf sich warten ließ.

Julie hatte die Mutter, die sich in einer großen Aufregung befand, nur mit Mühe zu beruhigen vermocht. Als endlich der Doctor eintrat, sagte Frau Agathe zu diesem;

„Es ist auch heute kein Brief da!“

„Wer kann das wissen!“ entgegnete dieser. „Die Post ist noch gar nicht ausgegeben. Sie muß unterwegs Malheur gehabt haben, denn als ich in das Haus trat, fuhr sie erst bei dem Posthause vor.“

Julie sah den Doctor befremdet an, denn sie hatte es wohl bemerkt, daß der Briefträger längst vorübergegangen war. Der Doctor machte ihr ein nicht mißzudeutendes Zeichen, und fing von andern Dingen zu sprechen an. Die Minuten strichen tödtlich langsam vorüber. Da plötzlich rief er, an das Fenster tretend:

„Habe ich es nicht gesagt? Da ist er! Der Briefträger, meine ich. Er geht grade auf das Haus zu.“

Julie zitterte. Sie sah nichts.

Frau Agathe sagte ebenfalls nichts. Aber man sah es ihr an, daß sie sich in größter Aufregung befand.

Die Thür öffnete sich. Von dem Karsten Bomann wurden nur das Gesicht und der Arm sichtbar:

„Da ist ein Brief! Er wurde eben abgegeben.“ Gesicht und Arm verschwanden.

„Ein Brief!“ schrie Frau Agathe auf. Ist er von ihm?“

„Wir werden es gleich sehen!“ sagte der Doctor, der denselben in der Hand hielt. „Das Postzeichen ist Capstadt.“

„Von dort her war ja auch die Zeitungsnachricht!“ sagte die Mutter. „Gebt mir den Brief, Ihr Leute! Gebt mir den Brief meines Sohnes, damit ich ihn an mein Herz drücken kann.“

Sie empfing ihn, preßte ihn an sich und ließ ihre Lippen darauf ruhen; dann aber sagte sie traurig, indem sie die Hand sinken ließ:

„Aber lesen kann ich ihn nicht. Das mußt Du thun, liebe Julie.“

„Wie kann ich . . .?“ antwortete diese, in der Rede stockend.

„Freilich wohl!“ sagte die Mutter. „Dir stehen gewiß die Augen voll Thränen, Du gutes Herz.“

„Her damit!“ rief der Doctor. „Das junge Seeungeheuer wird ja nicht solche Krakelfüße malen, daß man sie nicht entziffern kann.“

Er entfaltete ihn und las:

„Liebe Mutter!“

„Lieber, lieber Sohn!“ sagte Frau Agathe innig. „Mich nennt er zuerst. Er weiß es wohl, wie unentbehrlich er diesem Herzen ist. Sei ihm nicht böse, liebe Julie, daß er mich zuerst nennt.“

Julie weinte in der That. Sie stand erschrocken vor dieser neuen Täuschung. Der Doctor gab nicht auf sie Acht, sondern fing wieder an:

„Dir und meiner theuren Julie meinen herzlichsten Gruß und die Versicherung meines vollkommenen Wohlseins. Ueberhäuft von Geschäften und da das Postschiff soeben absegeln will, kann ich wenig mehr als diese Zeilen schreiben. Wir haben in der letzten Zeit viele Stürme gehabt, die an dieser Küste zu Hause sind, aber die „Schwalbe“ ist ein gutes Fahrzeug, welches sich tüchtig bewährt hat, und mit einigen leichten Havarien davongekommen ist. Liebe Mutter, ich denke täglich und stündlich an Dich und an meine Julie und wünsche, daß es Euch so wohl gehen möge, als ich es nur immer wünschen kann, An eine baldige Heimkunft ist nicht zu denken, da ich nach China versegeln soll und darum wird auch sobald kein Brief wieder von mir eintreffen. Aber behaltet nur guten Muth. Gott wird meine Bitten erhören und mich beschützen, damit ich Euch gesund wiedersehe und Euch umarme als Euer treuer Wilken Eschels.“

„O Gott! Ich danke Dir!“ rief die Mutter. „Aus tiefstem Herzen danke ich Dir. Und auch bei Ihm bedanke ich mich für das Vorlesen. Er muß es nach einer Weile nochmals thun. Ich bitte Ihn darum. Julie! Wo bist du? Freust Du Dich denn auch recht?“

„Ja, liebe Mutter!“ entgegnete sie. Thränen erstickten ihre Stimme. Sie warf sich vor Frau Agathen in die Knie und umschlang sie mit beiden Armen.

„Das gute Kind! Wie aufgeregt sie ist. Lese Er noch einmal den Brief, Doctor, das wird sie beruhigen.“

Der Doctor that es und sagte dann, nach dem Hute greifend:

„Ich will doch den Brief mitnehmen, um ihn dem Cornelis Dultz zu zeigen, wenn derselbe etwa keine Nachricht empfangen haben sollte. Guten Morgen.“

Julie hatte sich erhoben und folgte ihm: „Um Gotteswillen! Was war das?“

„Ein Gewaltstreich!“ sagte der Doctor. „Er ist gelungen und wird die gute Wirkung nicht verfehlen.“

Als Julie in die Stube zurückging, empfing die Mutter sie mit strahlender Heiterkeit:

„Wo sind nun alle Eure Befürchtungen? Wo ist Eure Noth, Eure Sorge? Zerstreut, verflogen, wie der Nebel im Sonnenscheine. O, Ihr Sehenden, wie seid Ihr manchmal blind und könnt nicht fassen und erkennen, was das Auge der Blinden schaute und erkannte, das innere Auge, welches weit hinausreicht über See und Land. Du wirst noch sehr glücklich sein, liebe Julie.“

Sie umarmten sich herzinnig, die beiden Frauen.

* *
*

Cornelis Dultz hatte allerdings Nachrichten empfangen, wenn diese auch nicht mit denen übereinstimmten,

die der Doctor der Frau Agathe aus dem Briefe mittheilte, der aus der Capstadt angekommen sein sollte.

Der Agent, den Boje Elsers in Hamburg bestellt hatte, that seine Pflicht. Er sammelte mit gewissenhaftem Fleiße alle Nachrichten, die sich auf den jungen Capitän Wilken Eschels und auf das ihm anvertraute Schiff bezogen und säumte nicht, sie mit umgehender Post abzusenden. Der Empfänger hatte dann nichts Eiligeres zu thun, als sie auf alle Weise bekannt zu machen. Die Luft war, so zu sagen, mit verhängnißvollen Gerüchten geschwängert. Cornelis Dultz athmete schwer und bang.

„Nun wird es zusammenbrechen!“ sagte er in dumpfem Grolle vor sich hin. „Alle meine Mühen und Sorgen, alle Opfer, die ich seit Jahren brachte, waren vergeblich. Ich bin nicht im Stande, meine Verpflichtungen zu decken. Und wenn ich es nothdürftig vermag, bleibt mir kein Raum, wo ich mein müdes Haupt niederlegen; kein Stück Brot, womit ich mich sättigen kann. Mir bleibt nichts übrig, als eine Stelle in dem Hospital, das ich selbst gründen half, oder der weiße Stock. . . .“

Der Mann hatte sich so aufgeregt, daß er nicht Maaß noch Ziel zu halten vermochte. Seine Gedanken wurden wirr und wüst. Das Unglück, welches, nicht unverschuldet, über ihn kam, machte ihn hart und ungerecht. Seine angeborene Gutmüthigkeit wurde überwuchert von dem finstern Groll, der wie ein wildes Unkraut emporschoß.

„Aber ich werde nicht allein dulden. Andere sollen auch empfinden, was ich leiden muß!“ fuhr er in seinem Zorne fort. „Hat mich der Sohn in das Unglück gebracht, soll mir die Mutter dafür büßen. Sie ist wohl-

habend. Ihr Geld und Gut hat sie von ihrem Manne, der es in meinem Dienste erwarb. Sie soll die groben Fehler ihres Sohnes gut machen und die baaren Summen decken, die ich dem Leichtsinnigen mit auf den Weg gab. Was kümmert es mich, wenn sie dadurch in Noth geräth? Jeder ist sich selbst der Nächste. Ich habe die Handschrift ihres Sohnes und wenn sie nicht will, daß sein guter Name verloren geht, muß sie dieselbe einlösen. Meine Ehre steht auf dem Spiele. Soll ich sie verloren geben, um das Vermögen eines Dritten zu retten? Nimmermehr."

Inmitten dieser bösen Stimmung, welche die ganze Natur eines Ehrenmannes mit einem Schlage umwandelte, erschien Boje Elfers, der sich unter keiner Bedingung hatte abweisen lassen. Der Kaufmann fuhr auf den Eintretenden los und schrie ihn an, daß er sich zum Teufel scheren sollte. Boje Elfers hielt dem ersten Stoße tapfer Stand und sagte dann:

„Thue Er mir den Gefallen und gebe Er es gnädig. In dieser Stunde ist Er zwar noch der Herr hier, aber sobald ich will, ist Er es in der nächsten nicht mehr und dann lasse ich Ihn sich zum Teufel scheeren."

„Was untersteht Er sich?"

„Was ich mich unterstehen darf. Habe da einige Papiere an mich gebracht, die, an der rechten Stelle vorgelegt, Ihm Seinen Koller bald vertreiben und Ihn zahm machen werden."

„So lange ich noch der Herr im Hause bin, werde ich mich darin behaupten," entgegnete Cornelis Dultz heftig. „Was nachher kommt . . . ."

„Leute in Seiner Lage thun immer gut daran, still und bescheiden zu sein; sie kommen damit allewege

weiter, als mit der Grobheit. Das thue Er auch. Versuche Er es einmal, mich einen Augenblick ruhig anzuhören und wir werden als gute Freunde scheiden."

Cornelis Dultz entgegnete nichts darauf, allein er wehrte es nicht, daß Boje Elfers in aller Behaglichkeit in seinem Lehnstuhle Platz nahm und setzte sich auf dessen Einladung ihm gegenüber. Boje Elfers ließ seine Augen auf dem Opfer ruhen, das er, wie er meinte, zu verschlingen im Stande war, sobald er es nur wollte, und als er dasselbe in die ihm nöthig scheinende Stimmung versetzt glaubte, sagte er:

„Es hat Jedermann seine kleinen unschuldigen Neigungen, und je schwerer es ihm wird, diese zu befriedigen, um so eifriger ist er darauf versessen. So geht es mir mit der kleinen Julie Rettberg. Ich will sie nun einmal zur Frau haben und setze Alles daran, sie zu erhalten. Seine „Schwalbe" ist hin .... Thue Er mir den Gefallen, Cornelis Dultz, und sitze Er stille! Es kommt gleich besser!"

Der aufgeregte Kaufmann war nur schwer zu bewegen und Boje Elfers fuhr fort:

„Ich sage also, die „Schwalbe" ist hin, aber es ist auch gewiß, daß eine Schwalbe keinen Sommer macht. Mir schaffte dieser Umstand den Wilken Eschels vom Leibe und die Julie ist ihren Bräutigam losgeworden. Sie ist frei und wird es nun wohl etwas billiger geben. Darum bin ich hierher gekommen, um Ihn zu meinem Freiwerber zu machen."

„Ist Er toll?" rief Cornelis Dultz aufspringend.

„Ich glaube nicht!" entgegnete Boje Elfers, der ruhig sitzen blieb. „Und Er glaubt es auch nicht, wenn ich hinzusetze, daß ich, wenn Er das Geschäft, das ich Ihm antrage, glücklich ausführt, nicht allein mit meiner

Forderung warte, sondern auch Bürgschaft und Vorschüsse leisten will, damit Er sich wieder klar machen kann. Das ist ein Vorschlag zur Güte. Ueberlege Er es sich und lasse Er mir heute Nachmittag Bescheid sagen, ob Er zu Frau Agathen gehen wird. Ich komme dann dahin nach."

Boje Elfers empfahl sich und ließ den Kaufmann nicht in der allerbesten Laune zurück.

Um die Nachmittagsstunde war es, als Karsten Bomann aus der Flaggen-Taverne zu Hause kam und weidlich mit der Frau Annmagret zu zanken begann. Es war ein für alle Mal zwischen ihnen und dem Doctor ausgemacht, daß Niemand zu Frau Agathen gelassen werden solle, damit die Täuschung mit dem Briefe nicht an den Tag käme. Und nun hatte sie den Cornelis Dultz doch hineingelassen und Mamsell Julie sei nicht einmal zu Hause.

„Was kann ich dafür?" entgegnete Annmagret, die sich tapfer wehrte. „Gewalt geht vor Recht. Er sitzt schon eine ganze Stunde darin und was er vorbringt, mag nicht viel nutz sein; mindestens schreit er laut genug, das muß man sagen."

Die beiden Alten beriethen sich miteinander, was in diesem Falle zu thun wäre, und als sie mit sich einig waren, es möchte vielleicht gut sein, den Doctor von dem Allen in Kenntniß zu setzen, war Karsten Bomann auch schon auf dem Wege dahin.

Cornelis Dultz hatte sich in seinem Unmuth rückhaltlos ausgesprochen und nichts geschont. Er legte seine Ansicht klar und offen dar und stellte nun der alten Frau die Frage, ob sie ihre Julie dem Boje Elfers zur Frau geben und in ihrem Wohlstande bleiben wolle, oder ob sie es vorziehe, von Haus und Hof zu gehen, um die

Schulden des Sohnes zu decken und von der Gnade ihrer Verwandten zu leben.

Frau Agathe saß bleich und zitternd, dem aufgebrachten Manne gegenüber. Es war Niemand gegenwärtig, der ihr hätte hülfreich zur Seite stehen können. Sie streckte flehend die Hände vor sich hin und bat mit zitternder Stimme:

„Sei Er barmherzig!"

„Wer ist barmherzig mit mir?" entgegnete der Kaufmann mürrisch. „Wenn es an die Ehre und an das Leben geht, wehrt sich Jeder, so gut er kann."

„Er hat mir harte Dinge von meinem Sohne und von der armen Julie gesagt," jammerte die trostlose Mutter. „Er will mich glauben machen, daß mein Sohn das Schiff verloren habe, daß er selbst umgekommen und an Ihm zum Betrüger geworden ist. Schäme Er sich einer alten hülflosen Frau gegenüber der Lüge! Ich weiß es besser. Der Wilken Eschels lebt und wird Ihn zur Rechenschaft ziehen für den Schimpf, den Er ihm anthut."

„Ich bin nicht zum Lachen gestimmt in meiner Lage," sagte Cornelis Dultz. „Aber bei solchen Worten ist es schwer zurückzuhalten. Was weiß Sie und was kann Sie wissen in Ihrer Lage? Nichts, als was die Leute Ihr vorschwatzen, um Ihr zu Willen zu sein. Ich sage Ihr, daß Schiff und Ladung hin sind und daß ich dadurch nahe am Bankerott stehe. Ich sage Ihr, daß ich Ihrem Sohne eine große Summe Geld anvertraute, die auch verloren ist, und daß ich Himmel und Erde in Bewegung setzen werde, um zu meinem Rechte zu gelangen."

„Spreche Er nicht weiter!" sagte Frau Agathe und ihre Wangen rötheten sich. „Schäme Er sich, das einer

armen Frau in meiner Lage zu bieten! Er steht dem Bilde eines Mannes gegenüber, der Sein Freund war und der Ihm treu beistand in schweren, bösen Tagen. Es ist die Frau und der Sohn dieses Freundes, die Er jetzt beschimpft. Möge Ihm das nicht einmal schwer auf dem Gewissen lasten."

„Um der Wunden Christi willen, was geht hier vor?" rief Julie, die in die Stube trat, in nicht gewöhnlicher Aufregung. „Mutter, liebe Mutter! Was ist geschehen?"

„Komm' zu mir, mein Kind!" entgegnete die Mutter fest. „Man will Dich mir rauben. Man will Dich verkaufen und verhandeln. Aber ich werde Widerstand leisten. Ich gebe es nicht zu, daß Du den Eid brichst, den Du meinem Sohne schwurst, und Dich einem andern Manne hingiebst."

„Welches neue Schrecknis ist dies?" fragte Julie voll Angst. „Besinne Dich, daß ich von nichts weiß. Wer darf es wagen, über meine Person zu gebieten?"

„Ich habe das gethan, Mamsell!" sagte Cornelis Dultz, „und glaube mein Thun verantworten zu können. Ich will Niemand verkaufen, noch verhandeln. Ich will nur eine verdorbene Sache gut machen, damit Jedem geholfen wird, so viel es möglich ist. Wenn Sie also der Vernunft Gehör geben will, merke Sie auf das, was ich Ihr zu sagen habe."

„Ich will hören!" sagte Julie leise und Cornelis Dultz eröffnete ihr die ganze Lage der Sache, nebst der Vermittlung des Boje Elfers und die Bedingung, die derselbe an seine Hülfe knüpfte. Dann aber sagte er:

„Wenn Sie klug ist und Ihre Pflegemutter retten will, nimmt Sie an, was Ihr geboten wird. Daß Ihr Verlobter verloren ist, davon ist Sie überzeugt. Daß

ich, wenn Sie sich weigert, meine Rechte wahrnehme, davon kann Sie eben so fest überzeugt sein. Dann ist die alte blinde Frau da eine Bettlerin und Sie kann sich mit dem Spinnrade durch die Welt helfen. Darum ist es besser, eine Abneigung zu bekämpfen und einen Mann zu nehmen, der Ihr ein behagliches Leben sichert . . ."

„Das verbiete ich Dir!" sagte Frau Agathe mit voller Energie. Es war fast verwundersam anzuschauen, als sie hoch aufrecht dastand, die starren glanzlosen Augen fest auf den Kaufmann gerichtet. „Du bist meines Sohnes Braut und sollst es bleiben, damit Du keinen Meineid begehst und nicht vor Schaam und Schande vergehen mußt, wenn er kommt und sein Recht von Dir fordert. Und er wird kommen, sage ich Dir, so wahr, als ich hier stehe und Gott bitte, daß er Dich erleuchten möge, damit Du nicht irrest mit sehenden Augen. Ich, die Blinde, sage Dir, daß Dein Verlobter lebt!"

Julie war außer aller Fassung. Voll Angst blickte sie auf den Kaufmann, der finster grollend auf eine Antwort harrte. Voll Angst blickte sie auf die zürnende Mutter, fürchtend, daß diese der unnatürlichen Aufregung erliegen werde.

Da kam der Retter. Karsten Bomann hatte den Doctor gefunden und brachte ihn in das Haus. Dort erschien auch Boje Elfers, der sich den Bescheid auf seinen Antrag holen wollte, weil er zu ungeduldig war, um die Rückkehr des Kaufmanns zu erwarten. Der Doctor untersagte den Eintritt, als er aber vernahm, wer bereits drinnen sei, lief er eiligst in die Stube, ohne darauf zu achten, daß Jener ihm folgte, und fragte eintretend:

„Was geht hier vor?"

„Er wird es gleich hören!“ sagte der Kaufmann. „Nun, Mamsell Rettberg, was wird Sie thun? In Ihrer Hand liegt die Entscheidung. Hier bin ich mit meiner begründeten Klage und Sie kann versichert sein, daß ich nicht einen Strich davon abweiche. Dort ist der Mann, der Ihr seine Hand zur friedlichen Ausgleichung bietet. Dort steht Ihre Mutter . . . .“

Julie war bleich wie Marmor. Sie sah der Reihe nach auf Cornelis Dultz, auf Boje Elfers und auf ihre Mutter, zu welcher der Doctor getreten war, der sie mit seiner Hand stützte. Ihre Gestalt bebte. Sie strengte sich an zu reden, allein die Sprache versagte ihr den Dienst und leise wimmernd sank sie zu Boden.

„Da haben wir's!“ rief der Doctor, erschreckt herbeieilend. „Herr! Ich mache Ihn von Amtswegen verantwortlich, daß Er muthwillig zwei Menschenleben in Gefahr bringt. Julie! Kind! Erhole Dich.“

„Zu mir! Zu mir!“ rief Frau Agathe, die Arme ausstreckend und Julie, von dem Doctor unterstützt, wankte zu ihr. Beide hielten sich fest umschlossen.

Unterdessen war ein ältlicher Mann im abgeschabten Rocke erschienen, der bei dem Boje Elfers die Stelle eines Schreibers und Ausläufers versah. Er hielt einen Brief in der Hand und nahte sich seinem Principal so vorsichtig, daß dieser fast erschrak, als Jener ihn am Aermel zupfte.

„Was will Er hier? Was untersteht Er sich?“

„Hätte es auch nicht gewagt zu stören,“ antwortete Jener verlegen. „Aber es ist ein Staffette angekommen, eine Staffette, direct von Hamburg. Und weil es der Herr Principal seit einiger Zeit mit Hamburg groß vorhaben, dachte ich . . .“

„Von Hamburg!“ rief Boje Elfers und griff hastig nach dem Briefe. „Nun werden wir klar sehen und es wird der letzte Zweifel schwinden. Aufgemerkt!“

Alle waren in großer Spannung und der Kaufmann rief ihm zu:

„Lese Er laut! Laut und deutlich!“

Boje Elfers riß das Siegel auf und las:

„Da Ew. Edeln ein so großes Interesse an dem Schiffe „die Schwalbe“ nehmen, habe ich jede Nachricht, die ich erhielt, pünktlich gemeldet. Dieselben waren leider traurigen Inhaltes und darum ist es mir doppelt angenehm, daß ich heute das gerade Gegentheil mittheilen und auf das Bestimmteste versichern kann, daß alle jene Gerüchte falsch sind . . .“

Boje Elfers verstummte. Das Blatt entsank seiner Hand. Der Doctor sprang schnell herzu, griff nach dem fallenden Briefe und sagte:

„Wenn es Ihm grün und gelb vor den Augen wird, kann ich Ihm die Mühe des Lesens abnehmen. Er braucht dann bloß zu hören.“

Rasch überflog er den Brief und las dann mit steigender Freude:

„Das genannte Schiff ist gestern mit Tagesanbruch aus See in Cuxhafen und mit günstigem Westwinde gegen Abend an die Stadt gekommen. Von schweren Stürmen bei Cap Horn erfaßt, ist das Schiff aus seinem Cours getrieben und an eine unwirthbare Küste verschlagen. Bei der Landung wurde der Capitän von seiner Botmannschaft getrennt und von den Wilden gefangen gehalten. Dies hat die Veranlassung zu den verschiedenen falschen Gerüchten gegeben. Endlich ist es mit List und Gewalt gelungen, den Capitän zu befreien und nach der Capstadt abzusegeln. Um die Besorgnisse seiner

Familie und seines Rheders zu zerstreuen, hat Capitän Wilken Eschels sofort Extrapostpferde bestellt . . . ."

„Hurrah!" rief Karsten Bomann, der unbemerkt mit der Frau Anmagret eingetreten war und die Alte umhalsend, sagte er:

„Für die Botschaft bekommt Sie einen Kuß."

Julie, die mit den wechselvollsten Empfindungen dem Doctor zugehört hatte, klammerte sich an diesen, indem sie flüsterte:

„Doctor! Lieber Doctor! Ist das wieder ein Lügenbrief?"

„Nein, Kind! Das ist die lautere, reine Wahrheit!" entgegnete dieser. „Und wir können den Mann, der sie uns verkündete . . ."

Er sah sich überall um. Boje Elfers hatte sich in der Stille entfernt.

„Der ist fort!" lachte der Doctor vergnügt in sich hienein. „Hoffentlich kommt er so bald nicht wieder. Kinder! Wir wollen ein Loblied singen und aus voller Brust einstimmen:

Nun danket Alle Gott,
Mit Herzen, Mund und Händen

Aber da steht noch Jemand . . . Herr Cornelius Dultz! Was meint Er dazu?"

„Mir fehlen die Worte zu dem, was ich sagen möchte. Ich stand vor der Welt wie ein Verbrecher, der für überwiesen galt und zum Tode geführt wird, während ich mich doch völlig unschuldig fühlte. Da brach sich der Unmuth Bahn. Ich will jetzt nichts sagen und nichts thun. Hoffentlich sprach dieser Brief in Allem die Wahrheit, und dann findet sich ja wohl Gelegenheit, das Schlimme vergessen zu machen und die Gekränkten zu versöhnen.

Er ging. Julie hielt die Mutter fest umschlossen und sagte zu ihr:

„O des nicht mehr gehofften Glückes! Wie fing dieser Tag so trübe an und wie sonnig neigt er sich zu Ende. Der Todtgeglaubte ist erstanden. Er wird zum neuen Leben geboren.“

„Du bist eine kleine Schwärmerin, meine liebe Julie!“ sagte die Mutter und küßte sie. „O über Euch Sehenden. Von welchen Leidenschaften werden Eure Augen geblendet, daß sie irren, als wäre dichte Finsterniß um Euch her. Ich lebte in dem frommen Glauben, daß der barmherzige Gott eine arme blinde Frau nicht so schwer heimsuchen und ihr den Sohn nehmen würde, der ihre einzige Stütze ist. Darum sah ich ihn mit meinem innern Auge und blieb glücklich und heiter. Aber Kind, was ist das für ein Lärmen draußen? — Das ist gewiß der Karsten Bomann, der sich in seinem Uebermuth nicht zu lassen weiß. Geh', Kind und gieb ihm — — Nein, gib ihm nichts; setze ihn vielmehr auf halbe Ration, sonst macht er die ganze Nachbarschaft rebellisch.“

* * *

Trara! Trara! klang es nach ein paar Stunden, als die Sonne mit ihren letzten Strahlen die Wasser der Bai vergoldete. Noch nie hatte ein Posthorn so lustig durch die Straßen geschmettert als dieses. Die Fenster flogen auf und die jungen und alten Neugierigen sahen in einer leichten Calesche den Capitän Wilken Eschels, kräftiger und wettergebräunter, als da er vor zwei Jaheren fortsegelte. Aber es war dasselbe offene Gesicht, dasselbe hellblinckende Auge, das vor Freude strahlte. Er grüßte nach allen Seiten hin, und als er den Karsten Bomann

erblickte, der die Treppenstufen herabkletterte und dem Wagen entgegenhumpelte, erhob er sich und schwenkte mit dem Hute, wie der Seemann zu thun pflegt, wenn er endlich die langersehnte Küste vor sich auftauchen sieht.

Mit einem Sprunge war der junge Capitän aus dem Wagen und in das Haus hinein. Schließe die Thür, Karsten Bomann, damit keine unberufene Neugier die heilige Freude des Wiedersehens störe.

* *
*

Wiederum waren vier Wochen vergangen. Feierliches Geläute klang von dem Thurm der Andreaskirche und diese war mit andächtigen Zuhörern angefüllt. Im vollen Ornate stand der würdige Pastor primarius Bellermann am Altare und vor ihm ein glückliches Paar.

Als das Gelübde der Treue gewechselt und der Bund der Herzen feierlich geweiht war; als die Verwandten und Freunde das junge Paar glückwünschend umdrängten, fragte die vor innerer Glückseligkeit strahlende Mutter die Dienerin, auf welche sie sich stützte: „Anmagret, sind wir denn Alle da? Alle miteinander?"

„Ja, Frau, Sie sind Alle hier. Es fehlt Keiner!" antwortete die alte Magd schluchzend.

Da streckte die Mutter die Hand aus und sagte laut, daß Alle es hörten:

„Cornelis Dultz, ist Er auch hier?"

„Ja Frau Agathe Eschels, hier bin ich," sprach der Kaufmann.

„Er hat mich schwer gekränkt, Cornelis Dultz, durch Seinen Unglauben an meines Sohnes Treue und daß Er dessen Braut von ihm abwendig machen wollte. Er hat sich mit dem Wilken ausgeglichen und Ihr seid gute Freunde wie zuvor. Ich aber konnte bisher kein

Herz zu Ihm fassen. Der Schlag den ich von Ihm erhielt, schmerzte zu sehr. Hier aber im Gotteshause, vor dem Altar, wo ich einst mit meinen lieben seligen Herrn getraut wurde und wo jetzt auch mein Sohn sein schönstes Glück empfing, kann ich meinen Groll nicht länger auf dem Herzen behalten Nehme Er die Hand, die ich Ihm biete. Es ist Alles vergeben und vergessen. Die Wittwe Seines Freundes Jens Jakob Eschels hat dasselbe Herz für Ihn, wie früher und ich sehe — ja, ja, ich sehe es Ihm an, ich fühle es an dem Zittern Seiner Hand, die ich eben jetzt erfasse, daß auch Er gesonnnen ist, wie ich es bin."

„Ein Stein fällt von meinen Herzen!" sagte der Kaufmann. „Das walte Gott!"

„Amen!" schloß der Pastor, der zu der Gruppe getreten war.

In wehmüthig-freudiger Stimmung verließ die Versammlung den Tempel des Herrn.

Quarantaine-Bruch.

See-Novelle.

Ein feuchtkalter Wind wehte zwischen den Skären, welche die Küste West-Gothlands bedecken. Die kleinen Felsen-Eilande ragten aus der schäumenden Fluth in den grauen Himmel. Einige von ihnen waren mit üppigem Laubwuchs, oder bunten Moosen bedeckt. Andere kahl, ausgewettert, verödet, ein Ruhepunkt für Möven und Seeraben.

An einem der ersten schaukelte sich ein leichtes, abgetakeltes Segelboot. Die Schiffer hatten dasselbe verlassen und saßen auf einem erhöhten Vorsprung neben einem Feuer. Der Wind fuhr stoßweise durch die Gluth und dann schlugen die Flammen hoch empor. Die Fluth spritzte, am Gestein sich brechend, bis zu ihrem Sitze schäumend hinan. Melancholisch rauschte das Laub zu ihren Häuptern.

Es waren zwei untersetzte Gestalten mit blondem Haar und blauen Augen. Zwei wagehalsige Gesellen, wie sie an den Küsten von Westgothland heimsen und bald Fischer oder Lootse, bald Schmuggler, ein wechselndes, abentheuerliches See- und Stromleben führen.

„Es ist gut, Ole, daß wir ein sicheres Nest gefunden haben," sagte der Eine von ihnen. „Der Sturm, der über uns hereinbrach, und noch fortwüthet, hätte uns zu Männern mit kalten Füßen gemacht."

„Und daß wir gerade hier waren, als das Wetter am ärgsten aufbäumte,“ entgegnete Jener. „Höre, Arv; der alte schwedische Seeteufel hat mit der rechten Klaue unsern Kiel gestrichen. Wie wäre es, wenn wir oben in der Rabenhöhle einen Besuch machten?“

Arv stieß den schwatzhaften Gefährten mit dem Fuße, indem er auf das Boot deutete:

„Willst ein Quartier in den Schloßkellern zu Calmar angewiesen haben? Läßt Deiner Zunge, die dafür verdammt sein soll, freien Lauf und weißt doch, daß zwei Ohren zuviel in unserer Nähe sind.“

Ole lachte: „Der schläft so fest, als ob er nie wieder aufwachen wollte. Und selbst wenn er wachte, singen Sturm und See ein so rasendes Lied mitsammen, daß er da unten nicht eine Silbe von dem zu hören vermag, was wir zusammen schwatzen.“

„Ist ein närrischer Gesell. Sprang auf der öden Klippe umher, wie ein Kaninchen im Kohl und war bald oben, bald unten, als ob der Stein die reichste Kajüte wäre, worin er nach Belieben hausen könnte, und kaum haben wir ihn im Boote, schläft er fest ein.“

„Er wachte aber schon nach einer Stunde wieder auf. Wenn man Schiffbruch gelitten und zwei Tage und Nächte auf einer kahlen Klippe gehauset hat, springt man schon vor Ungeduld auf und ab. Nachher war er marode genug.“

„Bis wir ihn tüchtig mit Flundern und Rauchlachs gefüttert hatten. Junges Volk erholt sich bald und nun schläft er wieder. Was ein solcher Schiffbrüchiger Alles zu Stande bringt. Wenigstens hat er aber bei dem Unglück sein Geld in Sicherheit gebracht.“

„Das wissen wir am besten,“ unterbrach Ole seinen Gefährten rasch, indem er gegen die Tasche schlug.

„Drei dänische Goldthaler bei 'm Einsteigen und drei neue, wenn wir bei Calmar landen. Wäre das Geld immer so leicht zu verdienen, brauchten wir keine Rabenhöhlen. Aber laß uns hinauf gehen. In diesem Augenblicke können wir doch nicht abfahren. Wollen unsere Reichthümer besehen und den Methkrug wieder auffüllen, der, wie Du siehst, ganz leer gelaufen ist."

Der Eine riß einen flackernden Kiehnspahn aus den Flammen nnd leuchtete voran. Der Andere ergriff den Krug und Beide stiegen den schlüpfrigen von Gestrüpp und Moos überwucherten Pfad hinan, der fast bis zur Spitze des Eilandes führte. Hier schob sich ihnen ein schmaler Felsspalt mitten in den Weg. Sie zwängten sich hindurch und der flammende Spahn warf einen ungewissen Schimmer auf die Gegenstände umher. Ihr erstes Geschäft war, aus einem mächtigen Fasse den Krug zu füllen und sich gegenseitig zuzutrinken, dann aber musterten sie die umherliegenden Kisten und Ballen mit Wohlbehagen. Sie strichen sich den Bart und Ole meinte leichthin:

„Wenn der Passagier auch drei dänische Goldthaler zahlte und noch drei andere geben will, kommt er dennoch Morgen früh genug nach Calmar. Die Gelegenheit ist uns zu günstig heute Nacht, und er kann es uns nicht verargen, wenn wir mit ihm einen Streckbug machen, der uns leicht das Dreifache von dem einbringt, was er uns doch schon gegeben hat."

„Das ist gegen die Abrede," sagte Arv bedenklich. „Wir haben sein Geld und er hat unser Wort."

„Narr!" lachte Ole. „Wer sich um solche Kleinigkeiten kümmern wollte! Es soll ihm ja Wort gehalten werden. Wenn es einige Stunden später geschieht, was schadet das? In Calmar kommt man immer zur rechten Zeit an; zumal ein Schiffbrüchiger."

„Recht, alter Seewolf!“ sagte eine jugendlich-frische Stimme und der Passagier aus dem Boote stand dicht vor ihnen. Er war gekleidet wie jeder andere Seemann und die überstandenen Drangsale hatten seiner Kleidung nicht eben zum Vortheil gereicht. Doch war in seinem ganzen Benehmen etwas, das für ihn einnahm und unwillkührlich Achtung einflößte. „Ihr seid hier ganz behaglich eingerichtet und ich kann es Euch nicht verdenken, daß Ihr Euch von einem solchen Platze nicht trennen wollt, zu einer Zeit, wo Sturm und See mitsammen Verstecken spielen. Aber Ihr habt Euch mir einmal verkauft und darum befehle ich, da das Schlimmste der Boe vorüber ist, daß wir Segel setzen und unsern Cours weiter verfolgen.“

„Und wenn wir nicht wollen?“ fragte Ole, die Mütze trotzig auf ein Ohr schiebend.

„Davor ist mir nicht bange!“ lachte der junge Seemann, „denn ich habe einen Wegweiser bei mir, der den eigensinnigsten Burschen von dem verführerischsten Orte, den Ihr Euch denken könnt, geradesweges in das Boot lootsen kann.“

„Den Wegweiser möchte ich sehen!“ begehrte Ole auf.

„Du siehst ihn!“ entgegnete er und hielt jedem der beiden Schiffer die Mündung einer Pistole entgegen. Dabei schlug der Schanzloper auseinander und die Männer sahen den kurzen Seemannsdolch an seiner Seite hängen, das unabweißliche Wahrzeichen eines Offiziers der Königlichen Marine.

„Alle Mann an Bord!“ rief er lachend und die verdonnerten Gesellen verließen kleinlaut die Höhle. Sie kletterten bergab in das Boot und griffen nach den Rudern. Der Offizier saß am Steuer und sagte:

„Was ich sah, habe ich als Schiffbrüchiger, nicht als Königlicher Offizier gesehen. Seid unbesorgt um Euere Kisten und Ballen. Ich bin kein Zollvisitator. Aber fahrt ehrlich Euern Cours. Ich werde scharf auslugen und bei der ersten falschen Bewegung habt Ihr die Kugel im Gehirn.

Unwirsch, brummend, aber doch dem erhaltenen Befehle gehorchend, saßen die beiden Schmuggler selbander auf den Duchten. Das Segel wurde gehißt und gleich darauf schoß das Boot durch die erregte Fluth, einen breiten Schaumstreifen hinter sich lassend.

Schon dämmerte der Morgen herauf und sie befanden sich nahe unter Land, einer Stelle gegenüber, wo sich ein dichtes Gehölz bis nahe an die See erstreckte.

„Kennt Ihr den Platz?“ fragte der Offizier. „Es ist derselbe, wo Gustav Wasa nach langjähriger Verbannung aus der Heimath wieder landete. Jener dunkle Stein ist es, den sein geheiligter Fuß zuerst betrat. Dort will ich auch landen.“

Das Boot ruderte alsbald dem Steine zu. In dem Tone des schwedischen Offiziers lag etwas, das zu sagen schien, ihm sei ein gleiches Schicksal geworden, als dem unglücklichen Königssohne. Aber rasch jede Aufregung unterdrückend legte er drei Goldthaler auf die Segelducht und das Boot verlassend, das längs dem dunklen Steine hinschoß, rief er:

„Dort der bedungene Lohn. Kehrt jetzt heim zu Euerer Rabenhöhle und tragt Sorge, daß kein fremder Vogel diesen Horst wittert. Jeder Mensch hat nur zwei Augen und der Schnabel eines Adlers ist scharf. Was Euch selbst anlangt, sollt Ihr Eure Augen brauchen, um auf Segel und Steuer zu achten, nicht aber um meinen Schritten nachzuspüren und mich für vogelfrei

zu halten, wenn ich eine halbe Kabellänge von Euerm Boote entfernt bin. Darum befehle ich Euch, vom Ufer abzustoßen und Ihr wißt schon, daß ich meinen Worten Nachdruck zu geben weiß."

Er legte die Hand an seine Pistolen. Die Schiffer stießen einen bösen Fluch aus und erhoben dräuend die Faust. Aber ein Blick auf den jungen Seemann belehrte sie, daß seinem Worte die That folge, wie der Donner dem Blitze und hoben die Steuerpinne. Das dunkle Segel tauchte auf und das Boot schoß in die schäumenden Fluthen des Calmarsnndes zurück. Der junge Offizier verschwand bald darauf in dem Schatten des ansteigenden Gehölzes.

*
* *

Weiter abwärts, immer hart an der Küste entlang, führt eine Straße abwechselnd durch leichtes Gehölz und zerklüftetes Gestein. An einem Punkte, wo sich die Lichtung unmerklich verbreitert, liegt ein einsames Haus, halb Herren- halb Bauernhof, umgeben von einem ziemlich verwahrlosten Garten und spärlich bestellten Aeckern, die zum Theil mit Bäumen besetzt, zum Theil mit Steingeröll bedeckt sind. Der Besitzer dieses Gehöftes lebt hier in der größten Zurückgezogenheit. Ein alter Diener und dessen Weib sind die einzigen Bewohner dieser Einöde. Er meidet allen andern Umgang. Seine Thür bleibt jedem Wanderer beharrlich verschlossen und läßt er sich in seltenen Fällen bewegen, einem Reisenden in höchster Noth Beistand zu leisten, findet dieser doch nicht in dem Hause selbst Aufnahme, sondern in einer unfern von demselben aufgeblockten Hütte, wohin der ungastliche Herr das Nöthige bringen läßt.

Im Rücken dieser Hütte liegt, abseits von dem

Wege, ein grauer, steinerner Thurm, der so dicht umrankt von Epheu und Schlingpflanzen ist, daß er dadurch fast den Blicken argloser Vorübergehenden entzogen wird.

In dem großen Wohnzimmer des Herrenhauses, dessen Fenster sorgsam verhängt sind, verglimmt das Feuer im Kamin. Die Wände sind mit hölzernem Tafelwerk versehen. Einzelne Waffenstücke, Jagd- und Fischergeräthe hängen an demselben umher. In der Mitte des Ganzen stehen ein plumper Tisch und einige Schemel von gleicher Form.

Am Feuer sitzt ein junges Mädchen, einfach gekleidet, wie die Frauen niedern Standes in jener Gegend. Aber Ingierd ist schön wie der jugendliche Tag voll Sonnenlicht und Morgenroth. Nur die Augen schimmern trübe und die blendend-weiße Stirn ist von einer Wolke verhüllt.

Ein langer, hagerer Mann tritt ein; eine hellstrahlende Lampe in der Hand. Er stellt sie auf den Tisch und betrachtet das junge Mädchen mit kummervoller Miene. Sie achtet nicht auf ihn, obgleich sie seinen Eintritt wohl bemerkte, und sich vor dem hellen Lichtschimmer schützend, die Hand über die Augen hielt. Nach einer längeren Pause berührt der Mann leise die Schulter des Mädchens:

„Schon wieder diese kummervolle Miene, dieses beharrliche Schweigen? Vermag denn all meine Liebe nicht, Dir ein Lächeln abzugewinnen, Ingierd?"

„Lächeln?" fragte sie mit dem Tone der eisigsten Kälte.

„Ich weiß wohl, daß dieses einsame Gehöft kein Aufenthalt ist, wie ein junges Mädchen sich ihn wünschen mag," fuhr der Mann fort. „Aber bald sind die Tage der Prüfung und der Entbehrung vorüber. Geduld

Dich nur noch ein Jahr und du sollst ein glänzendes Leben führen, um das die ersten Damen in Stockholm Dich beneiden werden. Ich bin reich genug, um Dich mit der Pracht einer Grafentochter zu umgeben."

Ingiard machte eine heftig abwehrende Bewegung. Der Alte brausete auf:

„Reize mich nicht, Jungfrau! Meine Liebe zu Dir ist groß; aber jede Langmuth hat ihre Gränze."

Er bezwang nur mit Mühe den aufwallenden Zorn und sagte:

„Ich habe die Vergangenheit vergessen, weil ich mußte. Gehorche der Nothwendigkeit und vergiß sie auch. Ich bitte Dich, ich befehle Dir, es zu thun. Was den Glanz betrifft, den ich Dir vorhin prophezeite," fuhr er fort und seine Stimme nahm den Ausdruck leichten Spottes an, „so denkst Du darüber wie der Reiher, der sich voll Verachtung von den Fischen wendet, weil er sie mit seinem Schnabel nicht erreichen kann. Darum schäme Dich Deines Unglaubens und sieh."

Er winkte durch die Thür, welche nur angelehnt war. Der betagte Hausdiener und sein Weib traten ein, Beide mit einer Fülle kostbarer Gewänder beladen, welche sie vor Ingierd ausbreiteten. Der Herr des Hauses, den die Diener Capitain nannten und zu welchem sie nur mit einiger Scheu aufblickten, gab rasche und bestimmte Anweisungen, wie man die Stoffe nebeneinander legen sollte, um den schönsten Eindruck hervorzubringen. Er selbst zog ein Etui aus der Brusttasche und legte zwischen den schimmernden Stoffen reiche, mit edlen Steinen verzierte Ringe und Goldspangen, die im vielfarbigen Lichte hell aufleuchteten. Ingierd hatte sich erhoben und blickte erstaunt auf alle Herrlichkeiten, die so unerwartet in ihrer Waldeinsamkeit erschienen.

„Da hast Du eine Probe des Glanzes, den Du in Zukunft um Dich zu verbreiten berufen bist!“ sagte der Capitain. „Spiele mit Deinen Schätzen. Schmücke Dich, einem Vater zur Liebe, der nichts will, als Dich bewundert und beneidet wissen und laß mich bei meinem Abendtrunke in ein heiteres, fröhliches Angesicht sehen.“

Der Capitain ging. Iwar der alte Diener hatte seinem Weibe einen Wink gegeben und diese entfernte sich still. Ingierd sah prüfend auf die kostbaren Gaben, die vor ihr ausgebreitet lagen und sprach mit unwillkührlichem Erschrecken:

„Woher kommt das Alles?“

„Es ist Herbst und dann kehren die Wandervögel heim,“ sagte der alte Diener geheimnißvoll flüsternd. „Sie ziehen von dem Norden nach dem Süden und umgekehrt. An dem runden Thurm ist in der letzten Nacht Alles grün geworden und das rothe Licht flackert auf dem Krähenhorst.“

Ein trübes Lächeln flog über das schöne, bleiche Gesicht Ingierds. Sie warf das reiche Armband, das sie in der Hand hielt, von sich und sagte erregt:

„Glanz und Fülle um den zehnfachen Preis.“

„Euch kostet es nicht theuer,“ entgegnete Iwar. „Die Wandervögel sind ungesehen von Euch heimgekommen über das Meer und werden eben so wieder verschwinden. Das Rauschen ihrer Flügel soll Euern Schlaf nicht stören.“

Draußen tönte es dicht unter den Fenstern, getragen von dem sausenden Winde, wie der heisere Schrei eines Raben, der sich rasch hinter einander drei Mal vernehmen ließ.

„Die Vögel werden ungeduldig,“ sagte der Alte aufhorchend, als geschehe etwas nicht Gewöhnliches. „Ich muß die hungernden Bestien füttern.“

Dazwischen tönte der schrillende Ton einer Bootsmannspfeiffe.

„Der Capitain machte ein Signal!“ sagte kopfschüttelnd der Diener. „Er hat seine Raben gehört und will sie nun sehen. Komme schon, Claus Larsen. Sie werden nicht Hungers sterben in so kurzer Zeit. Da krächzt es schon wieder. Ein ungeduldiges Volk, das mit den Fängen die Stangen seines Käfichs rütteln wird und baute man diesen Meilen lang und breit.“

Langsam und mit einem flüchtigen Blick nach dem Fenster schob der Diener hinaus. Ingierd hatte das Gekrächz wiederholt vernommen. Es erweckte eine unangenehme Empfindung in ihr. Plötzlich aber schreckte sie auf. Ein Strahl der Freude leuchtete aus ihren Augen.

Der Wind hatte sich für einen Augenblick erschöpft. Hart vor den Fenstern klang es wie Finkenschlag. Die alte Dienerin trat über die Schwelle und sagte:

„Draußen singt ein verstürmter Vogel. Er seufzt nach einem Gefährten in seinem Leid.“

Ingierd sang mit hellklingender Stimme den Anfang eines alten Liedes und lauter tönte draußen der Finkenschlag.

„Er ist wieder heim,“ sagte die alte Utta. „Durch Sturm und Nacht, durch Feuer und Wasser. Ihr wißt es nun. Was soll ich ihm sagen?“

„Das alte Lied von der unwandelbaren Treue,“ sagte Ingierd. „Der Edelhirsch soll sich hüten vor der Höhle des grimmigen Wolfes.“

„Er sitzt in dem Bau des Fuchses,“ sagte die Alte listig. „Geht Ingierd und schaut nach dem Feuer, das ich in meiner Kammer anzündete. Ich richte hier unterdessen Alles her zum Abendtrunke für den Capitain.“

Ingierd ging hocherröthend. Die fernabliegende

Kammer war nur durch ein schwachbrennendes Kiehnfeuer nothdürftig erhellt. Der junge Mann, der am Gustavsstein landete, schloß sie in seine Arme.

„Oluf! Theurer Oluf! Woher so unerwartet und wo warst Du so lange?"

„Am Bord eines Kreuzers, der sich längs der Küste von Norwegen bis Hammerfest hinaufwagte," entgegnete Oluf. „Glücklich brachte ich meine Jacht heim, um damit in den Skären von Gothland zu stranden. Drei brave Schweden gingen unter; ich allein ward zufällig von Schiffersleuten geborgen. Das ist die kurze Geschichte so langer Tage."

„So bist Du nun immer, seit ich Dich kenne. Alles möchte ich von Dir wissen und erfahre so wenig."

„Und doch sage ich Dir jedes Mal, daß ich Dich von ganzem Herzen liebe. Ist das nicht etwas?"

„Viel! Alles, theurer Oluf. Deine Liebe ist mir der Inbegriff der Seligkeit. Aber — zürne mir nicht, Geliebter — Gott weiß es, wie Deine Gegenwart mich glücklich macht, und doch muß ich Dich, um Deinetwillen bitten, daß Du Dich wieder entfernst."

„Sorge nicht um mich, theuere Ingierd," sagte Oluf heiter. „Dein Vater ist nicht hier. Der harmonische Gesang eines Raben hat ihn auf eine andere Fährte gelockt. Du darfst ganz unbesorgt sein. Claus Larsen hat Wichtigeres zu thun, als auf das Pfeiffen eines Finken zu hören."

„Ihr irrt, Herr Lieutenant," entgegnete der Capitain, der rasch in die Kammer trat. „Ich muß zwar Euere Fertigkeit rühmen, aber sie ist doch noch mangelhaft. Wenn der Rabe drei Mal zur Wacht ruft, schimmert vom steinernen Thurm kein rothes Licht. Grün ist die Farbe der Hoffnung. Habt Ihr kein besseres Gedächtniß?"

„Ihr wechselt so oft die Farbe," entgegnete der Lieutenant, „daß man sich leicht in der Wahl eines Signals vergreifen kann. Ich werde von Neuem bei Euch in die Schule gehen müssen."

Der Capitän antwortete nicht. Er sah seine Tochter mit einem Blicke des Vorwurfs an und sagte, seinen Unmuth bezwingend, mit zitternder Stimme:

„Geh in Deine Kammer, Ingierd. Deine Gegenwart ist hier nicht weiter vonnöthen." Darauf sich zu dem Diener wendend sagte er im strengen Tone:

„Melde Deinem Weibe, daß sie klug sein und mir aus dem Wege gehen soll; denn treffe ich sie irgendwo . . . Ihr kennt mich! fort!"

Ingierd entfernte sich langsam. Der Diener entfernte sich, indem er einen grimmigen Blick auf den jungen Offizier warf. Der Capitain trat zu diesem und sagte:

„Ihr seid freiwillig in die Höhle des Wolfes getreten. Was meint Ihr, wird Euch geschehen?"

„Er wird mich nicht würgen," entgegnete der junge Seemann ruhig." Ihr habt selbst früher meine Liebe zu Euerm Kinde gebilligt. Damals, als mein Vater mit Euch Freundschaft schloß, gabt Ihr seinem Wunsche, uns miteinander zu verbinden, willig Gehör. Damals freilich . . ."

„Damals," unterbrach der Capitain den jungen Mann rasch, „glaubte Euer Vater auch, daß ich den schönsten und größten Dreimaster führte, der je von der Küste Finnlands mit Holz beladen in See ging. Als er bemerkte, daß ich noch ein zweites Geschäft betrieb, durch welches man Holz in Gold verwandelt, war sein Eifer, die Freundschaft, um welche er sich so emsig bewarb, fortzusetzen, bedeutend erkaltet. Er brachte Euch in den Königlichen Dienst und schwur, er wolle eher verderben,

als sie durch ein Bündniß mit mir erniedrigen. Nun, Euer Vater ist, ohne sein verletzendes Wort zurück zu nehmen, gestorben und man soll den Willen der Heimgegangenen ehren. Ihr bekommt meine Ingierd nicht“

„Ihr sprecht ein schweres Wort aus, woran das Unglück zweier Menschen hängt. Geht in Euch, Claus Larsen. Euer trauriges Geschäft hat die letzten Lebensjahre meines Vaters verbittert. Er baute Felsen auf Euch und Eure Redlichkeit.“

„Ich übe nur Wiedervergeltung!“ sagte der Capitain mit strengem Ernste. „Mich hat die Regierung dieses Landes mit so vielen andern Unschuldigen durch ihre falschen Handelsmaßregeln zu Grunde gerichtet. Sie hat mit fremden Mächten Verträge geschlossen, die ihre Unterthanen an den Bettelstab bringen. Seit jener Tag anbrach, der für uns und unser Land so folgenschwer war, habe ich unablässig für meine und meiner Brüder Rechte gekämpft und die Gewaltthaten beschworen, uns nicht muthwillig um eines scheinbaren Nutzens willen zu opfern. Ich ward mit Achselzucken zurückgewiesen und als ich noch immer nicht schwieg, hat man mir das Schweigen befohlen. Das ist die lange Geschichte in wenigen Worten. Haltet Ihr Claus Larsen für einen Schmuggler, oder für noch etwas Aergeres und habt Ihr den Beweis dafür, wohl, Herr Lieutenant! Ihr seid des Königs Diener. Ueberliefert mich den Gerichten.“

Oluf erwiederte stolz: „Ich bin kein Spion und Angeber. Begegnet mir Euer Fahrzeug auf offnem Wasser, wenn ich unter Königlicher Flagge segle, weiß ich, was meine Pflicht mir zu thun befiehlt. Hier sehe ich nur Ingierds Vater. Fordert von mir, was Ihr wollt, nur raubt mir meine Liebe, meine einzige reiche Lebenshoffnung nicht. Ich besitze genug, um Ingierd

ein sorgenfreies Leben zu bieten. Mehr fordert sie nicht. Redet mit mir, Claus Larsen. Steht nicht so starr und unzugänglich da. Ein Theil der Flotte wird zu einem längeren Kreuzzuge ausgerüstet; leicht trifft mich der Befehl, mitzugehen. Soll ich mich ohne einen Schimmer von Hoffnung, Jahre lang von der Geliebten trennen?“

„Nein, das sollt Ihr nicht!“ sagte der Capitain und ein höhnisches Lächeln spielte um seine Lippen. „Wenn Ihr erfahrt, daß eine Mauer um mich her aufgethürmt ist, fester und undurchdringlicher, als die Granitwände, welche einst von der Gäthaelf zerschmettert wurden und Ihr diese Mauer durchbrecht; wenn ich hinter jener Mauer vor Euch liege, arm und verlassen, ein verlorner Mann und ich flehe Euch an, mir auch das Letzte zu nehmen, woran mein Herz hängt, damit ich frei und glücklich werde, dann sollt Ihr meine Ingiard haben; eher nicht.“

„Ihr spottet,“ sagte Oluf unwillig. „Möge es Euch nicht gereuen, wie sehr Ihr Euch überhebt.“

Claus Larsen lachte auf. In kurzen Zwischenräumen wiederholte sich draußen das heisere Schreien des Raben. Der alte Iwan trat rasch ein:

„Ein grünes Licht wird auf dem Thurme sichtbar!“ sagte er fast athemlos.

„Gottlob, sie sind binnen!“ rief der Capitain aufathmend. „Nun fröhlich an ’s Werk!“

Iwan eilte hinaus. Der Capitain sagte zu dem Lieutenant:

„Es bleibt bei dem, was ich gesagt. Für diese Nacht seid Ihr mein Gast, oder vielmehr mein Gefangener. Ergebt Euch drein zu Euerm Heil, denn draußen ist es für Euresgleichen nicht geheuer. Morgen

mögt Ihr ungehindert Euern Anker lichten und einen Cours steuern, welchen Ihr immer wollt."

Der Capitain ging. Oluf ließ einige Zeit verstreichen, dann trat er nach einander zum Fenster und an die Thür. Es war nicht möglich, zu entkommen. Verdrießlich warf er sich auf das dürftige Lager. Die düster-brennende Kerze flammte noch ein Mal auf, dann erlosch sie. Im Hause war es still. Man hörte nichts, als das Rauschen des Windes und das ferne Rollen der Wellen im Calmarsunde.

* *
*

Draußen am Thurm war es wie ausgestorben. Der grüne Schimmer, welcher einige Zeit von der Platte desselben herabstrahlte, erlosch allgemach. Aber in seinem Innern herrschte ein geschäftiges Leben. Der unterste Raum bildete eine Halle. Von dieser ausgehend, wanden sich schmale Treppen zu den verschiedenen Stockwerken empor. Durch eine Fallthür gelangte man in ein unterirdisches Gewölbe und von diesem in einen langen finstern Gang, der bis an die See führte. Ein Mann stieg aus der Tiefe des Gewölbes zu der Halle empor, warf den mitgebrachten Ballen auf den Boden und entfernte sich auf dieselbe Weise. Der Capitain musterte flüchtig das ihm hingeworfene Gut und bedeutete dann durch Zeichen seinen Helfern, in welchem Theile des Thurmes sie dasselbe unterbringen sollten. Wie Gespenster schwebten sie unhörbar die Treppen auf und ab. Kienfackeln an den Wänden beleuchteten die unheimliche Scene.

Endlich stieg der letzte Mann aus der Tiefe empor. Er legte seine Waaren ab und reichte dem Capitain einen Streifen Papier.

Dieser nickte und tauchte in die Tiefe. Nach einiger

Zeit erschien er am Strande, wo ein Küstenschiff, völlig entlöscht, im Schutze eines mächtigen Vorsprunges hart am Ufer lag. Auf der Laufplanke traf er mit dem Steuermanne zusammen. Sie wechselten einige Worte und der Capitain sagte zum Schlusse:

„Wenn der Tag anbricht, seid Ihr auf offner See und versegelt nach Ystadt. Dort findet Ihr Alles zu Eurer Zufriedenheit vor. Behaltene Reise."

Die Laufplanke wurde eingezogen und an Bord Alles zu einer baldigen Abreise vorbereitet. Der Capitain trat in den unterirdischen Gang zurück und dieser schloß sich unmittelbar hinter ihm. Die Pforte war so künstlich aus zerbröckeltem Gestein und verschiedenen Moosen zusammen gesetzt, daß auch das geübteste Späherauge hier nichts Verdächtiges gefunden hätte. Claus Larsen langte wieder in dem Thurm an. Die Männer hatten sich auf den Stufen der Treppen, sowie auf dem Boden der Halle gelagert. Einige spielten, andere thaten sich mit einem kräftigen Trunke gütlich, noch andere waren dem Einschlafen nahe. Es war ein wechselvolles Genrebild und der Anblick dieser wilden, sonnverbrannten, durchwetterten Seeleute erweckte ein unwillkührliches Grauen. Der Capitain winkte den beiden Aeltesten und besprach sich leise flüsternd mit ihnen; dann schwenkte er die Mütze und verließ den Thurm. Als er sein Haus betrat, dämmerte der Morgen. Er ging geradesweges nach der Kammer der alten Utta, öffnete die Thür und sagte mit einer stolzen Handbewegung:

„Eurer Abreise steht nichts weiter im Wege, Herr Lieutenant."

Oluf wollte hierauf etwas entgegnen, allein der Capitain zog sich zurück.

„Es bedarf der Worte nicht. Gesagt ist gesagt und ich bin hart, wie schwedisches Eisen.“

Dem Lieutenant blieb nichts übrig, als sich schweigend zu entfernen. Der Capitain schob den schweren Riegel vor die Thür. Als er sich umwandte, fiel die alte Dienerin laut weinend zu seinen Füßen nieder.

„Ich sollte Dich durchpeitschen und dann unbarmherzig in das Elend hinausstoßen,“ sagte er kalt, „aber ich bin Deiner früheren guten Dienste eingedenk, darum, und um der Treue Deines Mannes willen vergebe ich Dir. Hüte Dich aber, daß Du nicht wieder auf den Schlag der Finke hörst, sonst verschwindest Du für immer von der Erde.“

Der Tag war im Wachsen. Ein zweiräderiger Karren rollte heran. Aber er mied die ungastliche Schwelle des Capitains und ließ seine Pferde in dem Gebüsch verschnaufen, welches von dem Fuße des Thurmes aus über den Boden fortwucherte. Nach einer Weile fuhr er wieder weiter. Das Pferd schien sich kaum erholt zu haben, denn es keuchte sehr und strengte sich mehr an, als zuvor. Aber der Fuhrmann hatte kein Erbarmen mit dem Thier und trieb es fluchend und scheltend zur Eile an. Diesem Karren folgte in kurzen Zwischenräumen ein zweiter und dritter. Das Fahren dauerte den ganzen Tag und den folgenden. Der Capitain und seine Hausgenossen kümmerten sich um nichts. Es war in dem Wohnhause, wie immer, grabesstill. Nur manchmal vernahm man einzelne, melancholische, abgerissene Töne. Es waren Zitherklänge, welche aus Ingierds Kammer, wie bange Seufzer hervorquellten.

Da erschien eines Tages ein Trupp Reiter vor dem Hause des Capitains. Mit lautem Pochen forderten sie, lange vergebens, Einlaß. Erst als der Rittmeister

drohte, die Thür mit Gewalt zu erbrechen, öffnete sich diese langsam und Iwar fragte verdrießlich, was man von ihm wolle?

Die Reiter saßen ab. Ohne ein Wort auf die Frage des Dieners zu erwiedern, betrat der Rittmeister mit einigen von seinen Leuten den Flur und rief nach dem Hausherrn.

„Ich bin zu Euren Diensten," sagte dieser, auf der Schwelle des großen Wohngemaches erscheinend. Vorher habe ich aber zu fragen, weshalb Ihr auf diese ungestüme Weise bei mir eindringt und mein Hausrecht schwer verletzt?"

„Im Namen des Königs!" entgegnete der Rittmeister und der Capitain entblößte sein Haupt:

„Was hat Seine Majestät einem seiner treuesten Unterthanen zu befehlen?"

„Ich bin beauftragt, Euer Haus zu durchsuchen, Capitain," sagte der Offizier.

„Habt Ihr, — verzeiht dem Mißtrauen, das in meiner Frage liegt, aber der Fall ist ungewöhnlich — habt Ihr dazu Vollmacht?"

Der Rittmeister überreichte ein besiegeltes Blatt. Der Capitain sah flüchtig hinein und sagte:

„Das genügt. Thut, wie Euch befohlen. Ich sage Euch aber im Voraus, daß die geringste Mühe, welche Ihr darauf verwendet, eine zu große Anstrengung ist, für das, was Ihr findet."

Die Reiter zerstreuten sich nach allen Seiten. Von dem Keller bis zu dem Boden blieb nicht der geringste Winkel unbeachtet. Der Rittmeister war allenthalben voran. Umsonst. — Man fand nichts Verdächtiges und mußte von weiteren Nachforschungen abstehen. Der Rittmeister verschluckte den Aerger, den ihm diese Täuschung verursachte und sagte:

„Es freut mich, daß der Verdacht, den man auf Euch geworfen hat, sich als ungenügend erweist. Ihr seid vollkommen gerechtfertigt.“

„Und ich,“ entgegnete der Capitain rasch, „kann meinen gerechten Verdruß nicht bergen, daß es gestattet ist, sich in die Behausung eines friedlichen, unbescholtenen Mannes zu drängen, das Oberste zu unterst zu kehren und sich dann mit einem vieldeutlichen Achselzucken zu entfernen. Ich habe der Gewalt nachgegeben, weil ich nicht anders konnte, aber ich protestire ernstlich gegen ein solches Verfahren und werde mich beschweren.“

„Ich begreife Euern Unwillen, Capitain. Es lagen aber die ernstesten Anzeichen vor, daß Ihr das Haupt einer mächtigen Schmugglerbande wärt und daß man dem verderblichen Treiben derselben auf die Spur kommen würde, wenn man bei Euch genaue Nachforschungen anstellte. In dem letzteren Falle hat man sich geirrt. Weil aber damit nicht erwiesen wird, daß das Gerücht, welches Euch so schlimm beschuldigt, eine Lüge ist, bin ich beauftragt, hier für das Erste mein Standquartier zu nehmen und wenn Ihr mir Herberge weigert, werde ich mein Unterkommen in jener alten Ruine nehmen, welche ich bei meinem Herritte aus dem nahen Gebüsch hervorragen sah.“

Der Capitain verbeugte sich schweigend. Aber Iwar, der sich bereits draußen am Fenster und später an der Thür zeigte, wo er mit dem Capitain ein von den Reitern unbemerkt gebliebenes Zeichen wechselte, stürzte jetzt mit allen Zeichen der Angst in das Wohugemach:

„Es spukt, Capitain! Es spukt am hellen Tage! Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Habt Mitleid mit einem alten Manne!“

An allen Gliedern zitternd und vor Frost mit den

Zähnen klappernd, fiel er vor dem Capitain in die Kniee. Dieser riß ihn mit starker Hand empor und rief zürnend:

„Hast Du einmal wieder Deinen bösen Tag? Wo spukt es am hellen Tage und wo hausen die Gespenster, die Du sahst?“

„Im Thurm!“ stieß Iwar hervor. „Im Thurm, wo der Teufel vom Anbeginn seine Herberge hat. Gestern Abend flogen ganze Schaaren von Dohlen und Raben durch die Spalten des Thurmes aus und ein. Das ist ein böses Wahrzeichen und dieses Mal bedeuten sie die Reiter, welche jetzt hier sind und in meiner Kammer, wie in der meines alten gebrechlichen Weibes unbarmherzig wirthschafteten. Nun aber steigt gar ein dicker Qualm aus dem Gebüsche auf und ein erstickender Rauch dringt durch alle Ritzen der Mauer. Hebe Dich weg, Satan!“

„Was hat es mit dem Thurm für ein Bewandniß?“ fragte der Rittmeister und sah den Capitain fest an.

„Was schiert mich der Thurm?“ entgegnete dieser kurzweg. „Ich habe mich nie um das alte Gemäuer bekümmert, das eine Strecke über die Grenze meines Gehöftes hinausliegt. Hoffentlich reicht Euere Vollmacht nicht bis dahin, die Geschichte dieses Thurmes, so wie seiner früheren und gegenwärtigen Bewohner von mir zu fordern?“

Ein Reiter erschien und machte dem verletzenden Gespräche ein Ende. Er rief seinem Offizier zu:

„Die Flammen schlagen zum Dache des Thurmes hinaus. Es wird ein bedeutender Brand.“

„Ich will selbst nachforschen, was für ein seltsames Gemäuer es ist, das, von Außen verwittert, noch eine solche Fülle von Brennstoff in seinem Innern birgt. Vorwärts! Vorwärts!“

Die Reiter stürmten hinaus. Zwar erhob sich von den Knieen und sah den Capitain mit gefaltenen Händen an:

„Es ist Alles hin!"

„Allein es ist nichts entdeckt und die Hauptsachen sind längst geborgen," sagte der Capitain. „Sie werden sich die Schädel einrennen und auf dem glühenden Boden sich die Fußsohlen verbrennen. Aber unseres Bleibens ist hier nicht länger. Larsensgard ist fortan eine Ruine. Wo ist Ingierd?"

„Ingierd erschien mit Utta. Die alte schlaue Dienerin hatte ihre junge Herrin in einem Verschlage vor den Augen der Reiter glücklich geborgen.

Der Rittmeister kehrte nach einer Weile zurück und rief dem Capitain zu:

„Ihr habt Glück, Herr. Nichts als eine ausgebrannte, leere Stätte und ein morscher Mauerrest, der jeden Augenblick zusammenstürzen kann."

Ein furchtbares Krachen unterbrach die Rede des Offiziers. Der Thurm fiel in sich zusammen.

„Ich weiß nicht, welcher Art das Glück beschaffen ist, welches Ihr mir zusprecht," sagte der Capitain. „Aber ich weiß, daß ich keine Lust habe, länger an einem Orte zu hausen, wo man solche Willkührlichkeiten an einem Manne verübt, der still und ruhig auf seinem Eigenthume lebt."

„In der That, Capitain, ich sehe Euch reisefertig. Wolltet Ihr um einer so geringfügigen Ursache willen, Euer Eigenthum verlassen?"

„Dinge, welcher man mit Gewalt der Waffen jeden Augenblick ungestraft sich bemächtigen kann, sind kein Eigenthum mehr. Wenn Euch das geringfügig erscheint, hat es für mich eine um so tiefere Bedeutung," sagte der Capitain. „Meine Diener lasse ich zurück, nicht

zum Schutze, sondern als Zeugen fernerer Willkühr. Ich gehe mit meiner Tochter, um Gerechtigkeit zu suchen und zu finden. Hoffentlich geht Euere Ordre nicht dahin, diese meine Abreise zu verhindern?“

„Wenn Ihr mich deshalb geradezu fragt, muß ich eben so gerade zu antworten. Ja, ich habe den Befehl, Euch nicht eher aus den Augen zu lassen, bis ich über den bisherigen Erfolg berichtete und weitere Anweisung erhielt.“

„Also gefangen?“ sagte der Capitain bitter. „Was bleibt mir übrig, als der Gewalt zu weichen. Wollt Ihr mir den Platz anweisen, wo ich in diesem Hause ungestraft mein Haupt niederlegen darf?“

„Innerhalb der Wände dieses Hauses bleibt Ihr der Herr,“ sagte der Rittmeister, sich entfernend. „Ich und meine Leute bringen uns in den Wirthschaftsgebäuden unter. Ihr sollt durch unsere Gegenwart nicht weiter belästigt werden.“

Der Capitain würdigte den Rittmeister keines weiteren Blickes. Er befahl seinem Diener, ihm zu folgen und ging mit seiner Tochter in das Innere des Hauses. Die Thür schloß sich. Die Reiter richteten sich in den Ställen und auf dem Hofe ein.. Wachen wurden ausgestellt. Die Nacht brach herein. Im Hause regte sich nichts. Die Posten, müde von den Anstrengungen des Tages, schlichen träge auf und ab.

Unten am Strande tauchte aus den wallenden Nebeln ein kreuzendes Boot auf. Eine Minute lang war an seinem Bord eine hastende Bewegung und ein lebhafter Verkehr entstand mit dem Ufer. Dann verschwand das Boot, geräuschlos, wie es kam, mit scharf angezogenen Schooten die kristallene Fluth durchschneidend.

Am andern Morgen nahte der Rittmeister sich der Thür des Wohnhauses, um sich von der Anwesenheit

seines Gefangenen zu überzeugen. Als auf wiederholtes Klopfen nicht geöffnet ward, befahl er, die Thür mit Gewalt zu sprengen. Es geschah. Sehr aufgeregt überschritt er die Schwelle. Das Haus war leer.

Zu derselben Zeit segelte aus dem Hafen von Carlskrona die königliche Fregatte „Gustav,“ begleitet von den Corvetten „Thor“ und „Egerie.“ Am Bord der letzteren befand sich Oluf als erster, dienstthuender Offizier.

* *
*

Ein Jahr ist verstrichen. Das eben genannte Königliche Geschwader steuert dem Mittelländischen Meere zu. Am Eingang der Straße von Gibraltar signalisirt die voransegelnde Fregatte nach der Corvette „Egerie“ hinüber und ertheilt dem Commandanten derselben den Befehl, sofort über Stag zu gehen und auf der Rhede von Christiania alle für das Geschwader eingegangenen Depeschen in Empfang zu nehmen und diese nach Konstantinopel zu bringen. Es war einer jener Kreuzzüge, welche nur gemacht wurden, um im Laufe dieser willkührlich ersonnenen Reisen die Fähigkeiten der jungen Seeleute zu prüfen und dieselben nach allen Richtungen hin zu fördern.

Der Commandant der „Egerie“ erkrankte nach einigen Tagen und Oluf, als erster Offizier, hatte mit der Ehre zugleich die Verantwortlichkeit, das königliche Fahrzeug wohlbehalten an Ort und Stelle zu bringen. Der rasch hereinbrechende Herbst mit seinen Regenschauern und Windböen war im Anzuge. Aber seine Entschlossenheit und der Muth seiner Mannschaft überwanden jedes Hinderniß und an einem trüben Octobertage trat ihm die Küste von Norwegen aus der wallenden Nebelwand mit ihren dunklen, zerrissenen Felswänden entgegen.

In gleicher Richtung mit ihm steuerte eine Brigg uuter der Last ihrer dichtgerefften Marssegel. Als der Führer derselben das Königliche Schiff gewahrte, zeigte er von seiner Gaffel die schwedische Handelsflagge und suchte zugleich, so hoch anzulaufen, als nur möglich, um aus dem Bereiche der Kanonen zu gelangen. Oluf, dem diese Anstrengungen auffielen, hielt genau denselben Cours. Sein Bugspriet wies nach dem Spiegel der Brigg. Diese, nicht im Stande, eine bedeutende Höhe zu gewinnen, legte plötzlich durch den Wind und segelte über den andern Bug mit raumen Schooten weiter.

Dies unerwartete Manöver erregte das größte Aufsehen am Bord der Königlichen Corvette und machte sich, trotz der herrschenden Disciplin in lauten Ausrufungen Luft. Schnell hatte der Commandant einen Entschluß gefaßt. Der schrillende Ton der Bootsmannspfeiffe flog über das Deck hin und eine Verfolgung der Brigg begann, die alle ihre Linnen ausgebreitet hatte und trotz der wachsenden Brise die Reffe aus ihren Marssegeln nehmen ließ.

Eine Jagd begann nun, wie solche seit lange in diesen Gewässern nicht gesehen wurde. Die Brigg wollte um jeden Preis dem Orlogsmann entfliehen; dieser sich um jeden Preis des Flüchtlings bemächtigen. Die Schiffe waren sich an Segelkraft gleich und nur wenn die stoßweise heranstürmende Brise sich schärfer, in die Segel des einen oder des andern Fahrzeuges warf, gewann dasselbe einen Vorsprung, ward aber bald genug von dem Zurückbleibenden überholt.

Hussah und Hurrah! hüben und drüben. Die Spannung war groß am Bord der Fahrzeuge und die kühne Seejagd erfüllte die Brust der Jäger mit wilder Begier. Die Besatzung der Brigg vergaß nicht, daß sie

gejagt wurde und trieb sich untereinander zur Eile an, nicht darauf achtend, daß alles Rundholz den gewaltigen Segeldruck kaum noch ertrug und die Spiehren und Raaen jeden Augenblick zu Deck kommen konnten.

„Es geht nicht länger Herr," sagte der Segelmeister der Brigg, sich an einen langen, hagern Mann wendend, der gegen die Kajütskappe lehnte und mit rückgewendetem Blicke jede Bewegung der Corvette überwachte. Noch einen Stoß wie diesen, der die Brigg vom Kiel bis zum Bramtopp zittern macht und wir sind verloren."

„Das sind wir auch, wenn wir die Segel streichen und den Orlogsmann an Bord kommen lassen," entgegnete der hagere Mann, ohne eine Miene zu verziehen. „Ihr habt freiwillig das wagehalsige Spiel mit mir übernommen, also führt es auch zu Ende."

„Ich habe nicht gewußt, daß Alles auf dem Spiel stehen würde, Capitain Claus Larsen," entgegnete der Segelmeister. „Was hilft mir ein großer Gewinn, wenn es mir an den Hals geht, noch ehe ich ihn habe."

„Ihr seid nicht besser und nicht schlechter, als alles Dutzendvolk!" entgegnete der Capitain kalt.

„Euer Spott verwundet mich nicht. Bedenkt, daß unser Aller Leben und Habe diesen Planken anvertraut ist und daß sich Euer einziges Kind bei uns an Bord befindet."

„Sie ist eine Seemannstochter," sagte Claus Larsen scheinbar kalt, aber die Lippe bebte unwillkührlich.

„Und Ihr wollt nicht sehen, noch hören," fuhr Jener ungeduldig fort. „Unter den Schätzen der Levante, die wir bei uns führen, lauert eine verrätherische Schlange. Der Leichtmatrose Kars, der sich in den Raum schlich, um dort zu stehlen . . ."

Capitain Claus Larsen sah auf. In demselben Augenblicke entstand auf dem Mitteldeck der Brigg ein

verworrener Lärm. Die Matrosen drängten sich auf einen Platz zusammen und sprengten dann eben so schnell auseinander.

„Die Pest ist am Bord!" rief der Bootsmann mit durchdringender Stimme.

„Die Pest! Die Pest!" wiederholten die Uebrigen. Ein Mann ward sichtbar, schwarz im Gesicht, die Augen verglaset, Schaum vor dem Munde, die Glieder krampfhaft verzerrt. Er stieß einen herzzerreißenden Schrei aus und warf sich mit einer letzten Kraftanstrengung über die Schanzkleidung weg in die schäumende See.

„Was dort auf dem Deck der Brigg?" fragte Lieutenant Oluf, der einen Augenblick in seiner Kajüte gewesen war, und jetzt wieder oben erschien.

„Mann über Bord!" hieß es vom Udkiek und weiter ging die Jagd. Nach einiger Zeit trat der zweite Offizier an Oluf heran:

„Der Commandant läßt Euch an Euer Versprechen erinnern. Sein Unwohlsein nimmt zu. Er sehnt sich darnach, die Rhede von Christiania zu erreichen."

„Er muß sich gedulden, Lieutenant Björn," entgegnete Oluf kurz. „Die Rhede liegt hinter uns und vor dem Buge haben wir einen verdächtigen Segler. Schmuggler oder Pirat, wenn nicht Beides."

„Wohl schlimm, Herr. Aber wenn Ihr es mir zu sagen gestattet, unsere Order lautet, die Rhede von Christiania anzudienen und dort Depeschen in Empfang zu nehmen. Außerdem erfordert wohl die Rücksicht für den Kranken . . ."

„Was wir Heute verlieren, holen wir Morgen leicht wieder ein!" entgegnete Oluf lebhaft. „Nur jetzt keine Coursänderung. Schon sinkt die Brigg über Steuer und kann uns nicht mehr entgehen. Sie muß

sich ergeben; ich werde sie dazu zwingen. Hollah! Klar die Vorderdeckkanonen!“

„Allstunds, Herr!“ antwortete der Geschützmeister, während Oluf mit jeder Secunde das Beidrehen der Brigg erwartete. Allein diese Hoffnung wurde getäuscht. Die Brigg hatte einen zuverlässigen Lootsen und einen gewandten Steuermann. Beides war der Eigner selbst. Immer dichter lief sie unter Land, hart an den Skären hin, welche mit ihren dunklen Häuptern drohend auf das Verdeck herabschauten. Am Bord der Corvette fiel ein Schuß. Die Kugel sauste heran und streifte den großen Mast. Einzelne Splitter flogen umher.

„Laßt abfallen vom Winde!“ rief Capitain Claus Larsen, und sein Befehl wurde sofort ausgeführt. Ich will diesen naseweisen Burschen in ein Klippennest führen, daß er sich den Schädel einrennen kann, an welcher Seite er dazu Belieben trägt. Haben wir die Pest am Bord, soll sie über ihn kommen, wie über uns.“

Mit Macht schoß die Brigg mit vorn über gebogenen Masten in das Netz von Klippen hinein, welches sich vor ihr ausbreitete. Bald nach Backbord, bald nach Steuerbord wand sie sich mit der Behendigkeit einer Schlange durch das schäumende Labyrinth.

Die verfolgende Corvette stutzte. Anscheinend ging sie tiefer als die Brigg. Sie durfte sich nicht näher heranwagen nnd schnaubte in den Wind.

Da krachte und schütterte es durch den ganzen Rumpf des fliehenden Schmugglers. In dem Augenblicke, als er sich von jeder Verfolgung sicher wähnte, war er mit dem Vordersteven auf eine der blinden Klippen festgerathen und konnte sich mit Anstrengung aller Kräfte nicht von derselben loswinden. Die Wellen schlugen über den Rumpf weg und sie legte sich mit ihrer

Breitseite an die senkrechte Wand einer schmalen Felseninsel, die jäh aus der schäumenden Fluth emporstieg.

Oluf hatte alle diese Ereignisse mit steigender Spannung bemerkt und rief:

„Anker in den Grund und Böte über Bord!“

Nach allen Seiten hin vertheilten sich die Mannschaften, um die erhaltenen Befehle auszuführen. Der Anker rollte vom Buge herab und die Corvette lag in dem gefährlichen Fahrwasser so sicher, als dies irgend möglich war.

Die Böte wurden sofort herabgelassen und bemannt. Als erster Offizier durfte Oluf zu seinem Verdrusse das Schiff nicht verlassen; aber er schärfte dem zweiten Offizier jede mögliche Vorsicht ein und befahl ihm, nicht eher abzulassen, bevor er die Papiere der Brigg genau untersucht habe.

Die Orlögsböte näherten sich der Brigg. Die Matrosen stimmten einen kriegerischen Sang an und ließen die Entermesser im Sonnenlicht funkeln, das sich durch die verstürmten Wolken Bahn brach. Schon näherten sie sich dem Bereiche des Schattens, den die Masten der Brigg in schräger Richtung über die Fluth hinwarfen, als an dem Vortopp derselben eine hellgelbe Flagge erschien. Capitain Claus Larsen betrat, mit dem Sprachrohr in der Hand die Gallerie und rief:

„Pest am Bord!“

Das Vorderste der Orlögsböte hielt, wie vom Blitz getroffen, in seinem Laufe ein.

„Pest am Bord!“ rief es dem nächstfolgenden zu und dies gab das verhängnißvolle Wort weiter. Das am meisten zurückliegende Boot machte eine schnelle Wendung. Angst peitschte die Ruderer und sie trugen die Schreckenskunde dem Bord der Corvette zu.

Die Quarantaine-Gesetze in Schweden sind strenge. Ihr Bruch ward von jeher mit schweren Strafen belegt. Entweder mußte der Commandant der Corvette jetzt seine Böte in Stich lassen und den Anker kappen, ehe ein Hauch aus der Richtung des angesteckten Schiffes her über das Deck seines Schiffes wehte, oder er mußte, mit dem kranken Commandeur am Bord auf dieser Station bleiben und die von seinem Befehlshaber erhaltene Order nicht beachtend, die Depeschen auf der Rhede von Christiania ihrem Schicksal überlassen.

In diesem peinlichen Augenblicke segelte ein schwedischer Kauffahrer auf Schußweite bei der Corvette vorüber. Schnell faßte Oluf einen Entschluß. Er befahl dem Kauffahrer beizudrehn und während der kranke Commandeur mit möglichster Sorgfalt an Bord desselben gebracht ward, entwarf Oluf einen ausführlichen Bericht, als dessen Schluß er hinzufügte, daß er das Pestschiff nicht mehr verlassen dürfe, da er nicht wissen könne, ob nicht das Gift derselben auch ihn schon ergriffen hätte. Die Brigg aber wolle er mit seinen Kanonen überwachen und kein lebendes Wesen solle den Bord derselben verlassen.

Ein düsteres Gemälde rollte sich auf, das sich in dem Laufe des Tages immer inhaltschwerer entwickelte. Die Corvette zog sich bis auf die äußerste Gränze der Möglichkeit aus dem Bereiche der Brigg. Die Böte derselben versahen den beschwerlichen Dienst der Quarantaine und die Fischer der umliegenden Skären wurden aufgefordert, Arbeit und Gefahr mit den Seeleuten des Königs zu theilen. Der schwimmende Pestkordon schloß sich fest und undurchdringlich.

Neue Befehle liefen ein. Die Besatzung der Brigg sollte sich auf das öde Eiland, an welchem sie strandete,

begeben und mit allem Nothwendigen versehen werden. Der Schiffsrumpf und die in demselben befindlichen Gegenstände fielen der Vernichtung anheim. Ein junger Arzt, gerührt von dem Elend der so schwer Betroffenen, gehoben von dem Gedanken, ein Retter der Unglücklichen zu werden, entschloß sich, ihr schreckliches Loos zu theilen. Am Bord einer nordischen Jolle ruderte er selbst, nichts als seine Apotheke am Bord, dem felsigen Eilande zu, welches so hoffnungsarm vor ihm lag, daß auch nicht die leichteste Moosdecke sich über einen der umgestürzten Steinblöcke ausbreitete.

Die Bewohner der Kajüte und des Zwischendecks der zur Vernichtung verurtheilten Brigg klommen mit großer Anstrengung an den Felsen empor. Mühsam schleppten sie ihre bessere Habe mit sich fort und errichteten auf dem granitnen Boden ein luftiges Lager von Zelten. Vor dem größten, worin Claus Larsen mit seiner Tochter Ingierd wohnte, wehte die gelbe Flagge, das Zeichen der Furcht und des Entsetzens für alles Volk, welches jemals über die Salzfluth hin an einer Quarantaine-Station vorüber steuerte.

Am Bord der Corvette ward der Anker gelichtet. Eine leichte Brise füllte die Segel und langsam fuhr sie der Brigg entgegen. Mit Mühe gelang es, sie von ihren Ankern zu befreien und die Enterhaken der Corvette an ihrem Buge zu befestigen. Als es geschehen war, fiel die Corvette seitwärts ab. Sie lief bei einer stets wachsenden Briese unter der vollen Last ihrer Segel. Als sie auf hinlänglich freiem und tiefem Wasser war, schoß sie auf den Rumpf der Brigg mit glühenden Kugeln, bis dieser sich entzündete. Die Flammen schlugen aus dem Verdeck empor und züngelten das Takelwerk hinan. Eine wilde Feuermasse wogte zwischen Himmel

und Wasser, bis die Gluth den Pulvervorrath erreichte und dieser sich entzündete. Mit lautem Krachen barst die Brigg auseinander. Die verkohlten Trümmer sanken dampfend und zischend in die Tiefe hinab.

Einen Moment lang herrschte am Bord der Corvette eine völlige Unthätigkeit. Es war, als wenn der glühende Athem, der von dem vernichteten Pestschiffe zu ihr herüber wehte, ihr jede Lebenskraft genommen hätte. Aber bald segelte sie rückwärts, innerhalb des geschlossenen Kreises und als ihr Anker klirrend von dem Buge herabfiel, entfaltete sich die gelbe Flagge an dem Topp ihres Fockmastes. Die Pestsignale von der Corvette und der Steinklippe leuchteten weithin als die Gränzmarken eines Schauplatzes voll unermeßlichen Jammers auf die offne See hinaus.

* *
*

Das Eiland erglänzte im Sonnenlicht. Der tiefblaue, klare Herbsthimmel blickte freundlich-lächelnd auf all' das Elend herab. Wiederum war Einer, trotz der sorgenden Hülfe des Arztes gestorben. Die Uebriggebliebenen senkten ihn in eine von zwei hochaufragenden Klippen gebildete Vertiefung. Sie warfen Kalk auf den Leichnam, und sprachen ein kurzes Gebet. Dann kehrten sie nach ihren Zelten zurück. Im Wandern fragten sie sich, Wer von ihnen der nächste sei, und Wen das Loos treffen werde, zuletzt zu sterben und unbegraben zwischen Luft und Wasser auf diesen Steinen zu vermodern.

Unter den Elenden, die hier umherwankten, und denen der Stempel des Todes bereits auf die Stirn gedrückt war, ging Ingierd, unberührt von der allgemeinen Vernichtung, in Fülle der Gesundheit umher. Die verderbliche Krankheit vermochte ihr nichts anzuhaben. Ihre

Augen strahlten hell und rein. Das goldene Haar ringelte in reicher Fülle auf die vollen Schultern herab. Auf ihren Wangen lachte das Roth der Gesundheit. Sie hatte für Alle ein freundliches Wort. Wenn sie an das Lager eines Sterbenden trat, vergaß er seinen Schmerz und lächelte sie an, als wäre sie der Engel, welcher ihn in das Paradies führen wolle. Drückte sie einem Verzweifelnden die Hand und reichte ihm den Labebecher, schöpfte er Hoffnung aus ihren Blicken und glaubte den Trank der Genesung zu trinken.

Sie hatte Allen Trost gespendet, die dessen bedürftig waren und eine Thräne glänzte in ihren Augen, denn sie fühlte wohl, daß der Getröstete eines gleichen Zuspruchs am nächsten Tage nicht mehr bedürfe. Langsam kehrte sie nach dem Zelte zurück, wo ihr Vater sich auf seinem Schmerzenslager umher warf. Vergebens rang seine starke Natur mit dem Dämon des Fiebers. Er sank ermattet zurück.

„Meine Kraft ist hin, Ingierd," sagte er. „Das Tagewerk des alten Seemanns ist beendet."

„Nein, Vater. Hoffe auf die Gnade des Himmels. Er will nicht, daß ich hier verwaise."

„Der Himmel ist gnädig, das beweist er an Dir. Ein lebendes Wunder gehst Du durch unsere Reihen. Wir Alle sinken, von der Seuche gefaßt, todt darnieder; Du blühst wie der Frühling und senkst den Balsam des Trostes in die verzagten Gemüther."

„Nur Du, Vater, weisest diesen Trost beharrlich zurück."

„Weil ich ihn nicht verdiene. Deines Lebens Hoffnung habe ich zerstört."

„Das hast Du nicht," sagte Ingierd und ihr Auge strahlte hell. „Dazu fehlte Dir die Macht. Du

hast die Vereinigung mit meinem Geliebten verhindert; weiter hast Du nichts vermocht. Diese Last nahm ich längst von Deiner Seele und thue es hiermit aufs Neue. Wenn man, wie wir, mit dem Leben abschließt, hören alle irdischen Wünsche auf."

„Und ich bin es, der Dich an den Rand des Abgrundes führte. Ich habe Deine Jugend an diesen Granit gebannt, wo Du rettungslos sterben mußt."

„Dann werden wir uns dort wieder finden und warten geduldig, bis auch Oluf zu uns kommt. So lange ich aber noch hier bin, will ich meine Pflicht treu und gewissenhaft erfüllen. Noch liegen viele der Unsrigen, ringend zwischen Tod und Leben, auf diesen nackten Steinen. Keiner ist mehr da, der ihnen helfe, als ich allein. Gesund und stark wandle ich durch die Reihen des Todes. Wie kann ich hadern mit meinem Geschick, da der Himmel mir eine solche Gnade verliehen hat?"

„Ingierd, mein theures Kind!" rief der Capitain, von heftigen Schmerzen niedergeworfen. „Wie tief beugt es mich, daß ich nicht gut machen konnte, was ich verschuldete."

„Daß Du es aufrichttg wolltest, ist mir schon genug. Wenn ich irgend einen Wunsch hegte, wäre es der, daß Oluf es erführe. Er würde sich im Geiste mit Dir versöhnen."

„Ich sehe ihn noch vor mir, als er mich fragte, aber ohne Hoffnung sich auf Jahre von Dir trennen sollte. Da rief ich ihm zu: „Wenn ich hinter Granitwällen liege, die Menschenhände nicht zu zertrümmern vermögen, ein verlorner Mann, dann will ich Euch anflehen, daß Ihr mir auch das Letzte nehmt, damit ich frei und glücklich werde. Diese Worte brennen wie Feuer in meinem Herzen."

Der Arzt trat ein. Der junge Mann, der sich freiwillig erboten hatte, das Schicksal der Ausgestoßenen zu theilen, in der Hoffnung, sie zu retten, war selbst schon eine wandelnde Leiche. Er hielt in der Hand ein zerknittertes Blatt Papier und sagte schwer athmend:

„Der Commandant hat einen Bericht von mir verlangt. Mittelst eines Wurfgeschosses ist dies Blatt hierher gelangt. Er läßt auf einer bestimmten Stelle eine Kiste mit Signalflaggen treiben. Wenn das Boot, welches damit beschäftigt war, sich auf Schußweite entfernt hat, können wir sie auffischen. Wollt Ihr mir eine Hand leihen, dorthin zu gelangen?"

„Zeigt mir die Schrift. Mir ist es, wie ein Gruß aus einer Welt, die ich wohl nie wiedersehen werde. Zeigt her! — Wie? — Sehe ich recht? — Ingierd, sieh dieses Blatt genau an und sage mir, wer es geschrieben hat.

„Olufs Hand!" rief Ingierd. „Da steht sein Name und unter demselben, das Zeichen, welches er stets hinzu setzte. Oluf! Oluf! Mein Geliebter! Du bist mir so nahe und ich wußte es nicht."

Sie drückte das Blatt mit überströmenden Augen an ihre Lippen.

„Die Kiste! Die Kiste!" sagte hastig der Capitain und raffte sich auf. „Wir wollen sie holen. Kommt herab zum Boote."

Der Capitain und der Arzt entfernten sich. Einer unterstützte den Andern. Es dauerte lange, bis sie den Fuß des Felsens erreichten, wo das Boot an einer vorspringenden Klippe schaukelte. Sie hätten die Kiste wohl nimmer erreicht. Aber eine frische Windströmung trug sie mitleidig von Welle zu Welle dem Strande zu.

„Ich weiß mit dergleichen bunten Flaggen umzu-

gehen," sagte der Capitain mit einem wehmüthigen Lächeln, als die Kiste vor ihm stand und er den Inhalt derselben prüfend beschaute. „Wir können mit diesen Dingern alles sagen, was wir nur wollen. An dieser Stange, von welcher die gelbe Flagge abweht, können auch die übrigen Zeichen aufgezogen werden. Ich bereite alles vor. Unterdessen ruft Ihr meine Tochter herbei, denn allein bringen wir es kaum zu Stande."

Vom Verdeck der Corvette wurde scharf ausgelugt. Man hatte gesehen, daß die Kiste mit den Signalflaggen gelandet worden und die Vorkehrungen bemerkt, welche man bei der Stange traf.

„Ein weißer Wimpel, Herr," sagte der Seekadet, welcher vor dem Fernrohr stand.

„Demnach der erste Schlüssel," entgegnete Oluf und nahm das Buch mit den Erklärungen zur Hand. Einige Zeit verstrich, dann rief der Kadet:

„Flagge, roth und weiß quadrirt; ein grüner Stanner darüber."

„Herr des Himmels!" rief Oluf, als er flüchtig in sein Buch gesehen. „Es ist Claus Larsen der Schmuggler mit den Seinigen. Er gab mir dies Signal in früheren Tagen. Ob — Schnell, Lieutenant Björn! Zwei rothe Flaggen und eine Kugel nach oben. Warten wir ab, was sie uns melden."

Eine Zeitlang verstrich; dann erschien auf der Klippe ein neues Signal, dem ein zweites folgte. Diese wechselten so rasch und ohne Unterbrechung, daß der Kadet, in diesem Geschäfte unerfahren, nicht folgen konnte. Oluf, ungeduldig, trat selbst an das Sehrohr. Kaum hatte er den richtigen Punkt gefaßt, als er zurückfuhr und mit der Hand die Augen bedeckte, denn er glaubte zu träumen. Aber es war Wirklichkeit. Vor ihm stand

Claus Larsen, der sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte und neben ihm Ingierd, die den siechen Greis liebevoll stützte. Fast hätte er die Besonnenheit verloren und die Umstehenden blickten mit einiger Verwunderung auf ihren Kommandanten, als dieser sich mühsam sammelte und mit scheinbarer Kälte sprach:

„Grün und gelb gestreift nach Oben."

Es geschah und bald darauf wurde eine blaue, weißpunktirte Flagge, als Antwort gezeigt.

„Rette mich, oder ich bin verloren!" sagte Oluf und ohne sich Zeit zu gönnen, eilte er nach der Flaggenleine und zog einen lichtblauen Wimpel auf, der von drei schrägen weißen Streifen durchschnitten ward.

„Ich komme!" sagte Claus Larsen, der dieses Zeichen auf seiner Klippe erkannte. „Und es ist wahrlich Zeit, daß Du kommst, denn meine Kraft ist am Ende!" setzte er hinzu.

Es war ein trüber, feuchtkalter Abend, der dem sonnenhellen Tage folgte. Oluf ging im vertraulichen Gespräche mit dem Lieutenant Björn auf dem Halbdeck auf und ab.

„Ihr seid ein verständiger, besonnener Mann!" sagte Oluf und drückte ihm die Hand. „Ihr schreckt nicht vor etwas Außergewöhnlichem zurück und darum sage ich Euch offen und geradezu, daß ich auf kurze Zeit die Corvette verlassen werde und das Commando in Euere Hände niederlege."

„Eine solche Erklärung habe ich nicht erwartet," antwortete Jener. „Darf ich wissen, was die Ursache dieses Entschlusses ist, für den Ihr — Ihr wißt es wohl, Herr — die Verantwortung zu tragen habt?"

„Ich will offen gegen Euch sein, Björn," sagte Oluf zutraulich. „Meine Erregtheit kann Euch nicht

entgangen sein. Unter den Briefen, welche Heute an Bord gelangten, war einer, der mein Herz schwer traf. Ihr habt, wie ich weiß, auch eine Braut daheim und werdet mich verstehen. Meine Geliebte ist schwer erkrankt. Sie lebt bei einer Verwandten, Deren Wohnort nur wenige Stunden von hier liegt. Leicht gelange ich dahin und bin im Fluge zurück."

„Mir kommen seltsame Gedanken, Herr," sagte Björn. „Wenn ich Euch sagen soll . . ."

„Ich bitte Euch," unterbrach Oluf ihn lebhaft, „sagt nicht etwas, das, wenn es einmal gesprochen wurde, nicht wieder zurückgenommen werden darf. Ihr kennt mich lange. Darf ich hoffen, daß Ihr meine Empfindungen zu würdigen wißt, in einem Augenblicke, wo es vielleicht einen ewigen Abschied von dem Abgott meines Herzens gilt?"

Diese Worte wurden mit einer tiefen Empfindung gesprochen. Lieutenant Björn drückte seinem Chef die Hand und dieser sagte bewegt:

„Wir verstehen uns. Es kommt einst Alles zur Abrechnung, also auch dieser Dienst, den Ihr mir leistet. Daß meine Entfernung, so kurz sie auch sein mag, bemerkt wird, kann nicht ausbleiben. Ihr werdet einen schicklichen Ausweg finden. Die Gegend ist weit umher voll von Seevögeln und die Jagd ein Vergnügen, das nur selten an den Seemann kommt."

„Ich wünsche Euch eine reiche Beute, Herr," sagte der Lieutenant, ihm nochmals die Hand reichend. „Wünsche nur, daß Euch Niemand, wie es die Jäger am Lande nennen, einen Waidmann setzt. Ich will Euer Boot klar machen lassen."

Das Boot des Lieutenant Oluf flog unter dem Drucke seiner Segel dem festen Lande zu. Als man

mit dem Einbruche der Nacht dasselbe erreichte, sagte Oluf zu seinem Schaluppenmeister:

„Wenn der Tag anbricht, kehrt Ihr an Bord zurück. Nach zweien Tagen, um dieselbe Stunde, wie jetzt, laßt Ihr Euch hier finden, um mich wieder an Bord zu bringen. Meine Entfernung muß, im Interesse des Dienstes, so geheim als möglich bleiben. Ihr seid ein treuer, schwedischer Mann und werdet zu schweigen wissen."

Der Schaluppenmeister legte die Hand auf das Herz und nickte zustimmend mit dem Kopfe, als wollte er die Worte des Commandanten bekräftigen. Dieser sprang an das Land und verlor sich in dem Dunkel der Nacht.

* * *

Die zahlreichen Böte, welche die Pestklippe umschlossen, waren alle nach gleicher Weise eingerichtet. Zwei Männer hatten die Wache in denselben. Sie waren mit einem wachsleinenen Rock bekleidet und trugen eine gleiche Kappe auf dem Kopf. In der Rechten hielten sie eine Zange, womit sie Alles ergriffen, was mit irgend etwas Verdächtigem in Berührung gekommen sein konnte. Das Segel, die Ruder und die Bootshaken lagen an ihren Plätzen und Alles war in der größten Segelordnung. Aber das Boot lag vor seinem Anker wie angekettet und wich keinen Fußbreit über die vorgeschriebene Linie hinaus, ohne sogleich wieder zurückgeholt zu werden. An der Spitze des Mastes wehte zur Tageszeit ein gelber Wimpel, zur Nachtzeit brannte an derselben Stelle eine Laterne mit einer dunklen Nummer auf der hell erleuchteten Scheibe, das doppelte Wahrzeichen für die Böte eines Pestkordons. Die Mannschaften verstanden

es, mit diesen beiden Dingen so eigenthümlich umzugehen, daß sie sich mit den entfernter liegenden Böten unterhielten, als wären sie nahe beieinander. Ihnen zur Seite lagen auf den breiten Duchten zwei scharf geladene Gewehre. Ein eiserner Kasten stand in der Nähe des Steuers. Er enthielt Raketen, welche sie zur Nachtzeit steigen ließen, wenn der Lärm allgemein sein sollte. Unter der Vorderpflicht brannte in einer eisernen Pfanne ein schwaches Kohlenfeuer, um einen Trunk zu wärmen und die nöthige Speise zu bereiten.

„Wollte, der Letzte wäre erst hinüber und die Plage hätte ein Ende!“ sagte einer der Wächter in dem Boote Nummer Fünfzehn, das eben von einer heranrollenden Welle aus der Linie geworfen ward.

„Hättest Du darum mehr, als gerade heute?“ fragte sein Gefährte kurz.

„Käme dann nach dem Christianiafiord in den Quarantainehof und hielt meine zwei Monat Haft aus, wobei ich auf festem Boden schlafen könnte und nicht nöthig hätte, mir jede Nacht die Augen aus dem Kopfe zu sehen, ohne etwas gewahr zu werden. Ist 'n erbärmliches Leben. Hast noch'n Schluck?“

„Weder Branntwein, noch Wasser. Auch ist nur noch ein Zwieback da. Wenn das Proviantboot nicht morgen in der Frühe hier ist, leiden wir bei allem andern Ungemach auch noch Hunger und Durst.“

„Das ist ein Leben zum Teufelholen. Wir sollten uns davon machen und das Land zu erreichen suchen, je eher, je lieber. Da wir Noth leiden, haben wir dazu die gerechteste Ursache.“

„Und wenn wir uns dem Lande nähern, schießen sie uns in den Grund nach Quarantainerecht.“

„Meinetwegen. So versaufen wir und der Jammer hat ein Ende.“

„Wenn es Dir nur um das Ersaufen zu thun ist, kannst Du ja gleich hier über Bord springen. Sparst Dir das mühsame rudern bis unter Land."

„Darin hast Du recht. Aber jetzt ist meine Wacht zur Koje. Da will ich lieber die Grillen zu verschlafen suchen. Gieb wohl Acht und lasse das Feuer nicht ausgehen, es sei denn, die Kohlen wären auch Alle. Gute Nacht."

„Gute Rüst!" sagte der Andere und schlug sich mit den Armen um die Schultern, denn es fing an zu brisen und ein kalter Sprühregen flog ihm, vom Winde herangepeitscht, in das Gesicht.

Die Nacht treibt ein seltsames Spiel mit der Phantasie. Sie zaubert aus dem Nichts Kobolde und Unholde hervor, die vor den Augen des müden Wanderers aus dem Boden zu wachsen scheinen und zeigt ihm da ein schimmerndes Feuer am gastlichen Heerde, wo nichts ist, als steriles Heideland und ödes Moor. Aber noch seltsamer ballen sich die Nebel zur Nachtzeit auf der See. Hinter der langen Reihe von Eilanden, die bald riesengroß, bald niedrig und schmal aus den Wellen auftauchen, schimmert und wetterleuchtet es, als ob tausend neckische Wassergeister dort ihren Zauberreigen tanzten. Blitzschnell taucht ein silbergekränztes Haupt aus den Wellen, das eigentlich die Welle selber ist. Dort schaukelt ein schwarzer Punkt auf dem weißen Gischt. Bald ist er lang und schmal, wie ein Boot, oder wie der Leib eines Haifisches, der sich schlummernd treiben läßt; dann schrumpft er wieder zusammen, daß er kaum dem Kopfe einer Robbe ähnelt. Und wenn man zum dritten Male recht hineinschaut, ist es nichts gewesen; eine seltsame Täuschung. Aber nach wenigen Augenblicken ist es wieder da, von einem matten Scheine umgeben, der die Umrisse noch deutlicher zeigt.

„Und wenn ich darüber zum Heiden würde, will ich doch mein ganzes Christenthum daran setzen, daß es ein lebendes Ding ist," sagte der Wächter, der den Dienst hatte, indem er scharf auslugte. „Es kommt immer näher, und nun — Nein, jetzt ist es weg! — Diese Teufelshaie, so klein sie auch in diesen Gewässern sind, närren und necken einen armen Seemann. — Da ist es wieder! — Hu! Wie es sich ausweitet! — Soll ich darauf los? — He! Maat! Schüttele den Schlaf aus Deinen Augen und sperre sie weit auf. Hier giebt es etwas auszulugen."

Der andere Wächter, dem eben träumte, daß er sich auf ein weiches Eiderdaunenbett niederlegte, und von einem fröhlichen Fiedler in den Schlaf gegeigt wurde, raffte sich auf, tauchte den Kopf in die See und schüttelte sich; dann warf er den Blick spähend umher:

„Das ist ein Boot, ich lasse mein Leben darauf," rief er lebhaft. „Geschwind, alter Maat, streiche unsere Laterne und ziehe sie in drei Absätzen wieder bis an die Mastspitzen. Laß alle Mann wach sein. Hier giebt es einen Quarantainebruch."

Die Laterne stieg auf und ab. Die rechts und links stationirten Böte bemerkten das Signal und gaben es weiter. Die Aufmerksamkeit der Quarantaine-Kordons war neu angeregt.

„Wohlgethan!" sagte der erste Wächter, die Laternenleine gleichmüthig befestigend und bemühte sich, den verdächtigen Gegenstand auf dem Wasser wieder zu finden. Er sah ihn deutlich vor sich und seine erregte Phantasie malte ihm sogar einen Mann, der sich bemühte, das Boot mit möglichster Schnelle weiter zu treiben.

„Es ist ein Boot und bleibt eins, so mir Gott helfe!" rief er aus und „Amen!" erwiederte sein Maat.

„Es kommt mir hart an, einen armen Teufel in's Unglück zu bringen, aber unser Aller Leben hängt daran. Also frisch darauf los. Ziehe die Laterne auf den halben Mast, damit wir Hülfe bekommen."

Bald waren drei Böte in der Verfolgung des räthselhaften schwarzen Punktes begriffen, der vor ihnen herflog. Das zweite Signal wurde ebenfalls weiter gegeben und die ganze Linie gerieth in Bewegung. Am eifrigsten war in der Verfolgung das Boot, welches das erste Signal machte und schon war dasselbe so nahe, daß kein Zweifel mehr obwaltete, er werde sein Ziel erreichen, als die Riemdollen brachen und die Ruderer für den Augenblick ihren Vortheil verloren. Der Gejagte, als hätte er diesen Vortheil bemerkt, griff stärker aus und erhielt einen bedeutenden Vorsprung.

„Raketen auf!" schrie der Obermann des Bootes und so schnell, wie nur möglich stieg eine leuchtende Rakete senkrecht in den Himmel. Es war das allgemeine Lärmsignal, welches von jedem einzelnen Boote wiederholt wurde. Aber was für Alle ein Zeichen der Vereinigung werden sollte, verwirrte sie noch mehr. Das Achten auf die vielen Gegenstände ließen den einzigen verlieren. Das Feuersprühen der Raketen hatte den sichern Blick getäuscht. Das Boot, welches den Quarantainebruch wagte, war verschwunden. Man konnte es nicht wiederfinden.

Die sechsrudrige Schaluppe mit dem Befehlshaber des Commando's fand sich ein.

„Wir wollen nicht weiter forschen," sagte er, „denn es ist doch umsonst. Bei alledem ist nichts Böses geschehen. Steuert ein Unsinniger der Pest gerade auf den Leib, ist das seine Sache; uns fügt er damit keinen Schaden zu. Aber daß er nicht wieder zurück kommt,

dafür müssen wir sorgen und darum befehle ich doppelt scharfe Wachsamkeit. Alle Böte in die Linie zurück!"

Sofort klatschten alle Riemen in's Wasser. Nach einer halben Stunde war die gewohnte Ordnung wieder hergestellt. Nichts Außergewöhnliches wurde während des übrigen Theiles der Nacht vernommen.

* *
*

Von der wilden Jagd, die in dem Bereiche des Pest-Eilandes stattfand, ward auf demselben nichts bemerkt. Es blieb still unter den Zelten und vor denselben. Der Vorletzte war der Arzt. Er brachte der Menschenfreundlichkeit sich selbst zum Opfer und schied ohne Klage, schmerzlos, mit einem Lächeln auf den Lippen.

Das war der Tod des Gerechten. Er ward nicht Jedem zu Theil, den sein Verhängniß an dies Eiland warf. Und am wenigsten dem Capitain, der sich, gefoltert von Schmerz und Gewissensangst, auf seinem Schmerzenslager hin und her warf. Ingierd, die mit steigender Angst seine Leiden sah, warf sich neben ihm in die Kniee und suchte mit Worten, an deren Wahrheit sie selbst nicht glaubte, ihn zu beruhigen.

„Nein, mein Kind," stöhnte er. „Das ist es nicht. Ich weiß, wie mir geschehen muß, und wünsche nur, daß es bald endigen möge. Meine Rechnung ist zerrissen; ich kümmere mich nicht mehr darum. Mich quält nur Dein Schicksal. Einsam wandelst Du hier unter Leichen. Uns Allen erschienst Du als ein tröstender Engel. Wer wird Dir beistehen?"

„Ich baue auf den Himmel, Vater!" sagte sie fromm. Aber ihr Zittern strafte den Worten Lügen.

Ein Schauer ergriff sie bei dem Gedanken an die Verlassenheit, welche ihr bevorstand.

Es blieb still. Die letzten Worte, welche der Capitain nur leise und in langen Zwischenräumen aussprach, hatten ihn vollends erschöpft. Er lag, schwer athmend, fast unbeweglich. Ingierd ergriff seine eiskalte Hand und weinte still.

Da schallte es plötzlich durch die Nacht wie fester Männertritt. In einer Einsamkeit, wie diese, ist das leiseste Geräusch von dreifacher Wirkung. Der Capitain blickte starr nach dem Eingange des Zeltes.

„Ingierd! Ingierd!" rief es draußen und die Jungfrau erhob sich rasch. Aber der Athem stockte. Sie vermochte sich nicht von der Stelle zu bewegen.

„Nein! Nein! Es ist ja nicht möglich!" sprach sie, die Hände krampfhaft zusammen gefaltet. „Es kann ja nicht möglich sein."

Der Capitain hatte den Ruf ebenfalls vernommen und versuchte vergeblich, sich aufzurichten.

„Ingierd! Ingierd!" rief es von Neuem. Die Stimme ward deutlicher und die Schritte klangen vernehmlicher.

„Oluf! Oluf!"

Der Name des Geliebten rang sich von der schwergepreßten Brust. Sie stürzte dem Ausgange zu. Die Zeltwand flog, von starker Hand gefaßt, auseinander und Oluf trat ein. Die Liebenden hielten sich fest umschlossen und waren stumm in ihrer Seligkeit.

„Nimm mein Letztes von mir, damit ich reich und glücklich werde," seufzte der Capitain. Darauf wandte er sein Angesicht und hauchte den letzten Seufzer aus.

„Und nun, Geliebte, fort von diesem Orte des Schreckens!" trieb Oluf. „Es ist die höchste Zeit. Bald

beginnt der Tag zu grauen, dann ist jede Flucht unmöglich."

„Flucht?" fragte sie. „Vor Wem fliehst Du denn? Bist Du nicht des Königs Offizier? Sage mir, Geliebter, was Dir fehlt? Du bist so unruhig."

„Quarantainebruch!" sprach er vor sich hin. „Der Mann, dem die Wacht anvertraut ist, brach den Bann zuerst. Die Liebe machte mich zum Verbrecher."

Sie viel lautweinend zu seinen Füßen nieder: „Um meinetwillen! Wie kann ich Dir dies jemals vergelten?"

„Damit, daß Du eilig mit mir entfliehst," entgegnete er, sie zu sich emporhebend. „Hier ist gewisser Tod. Dort ist vielleicht Rettung. Gelingt es uns, die Wächter zu täuschen, sind wir nach einer Stunde in Sicherheit; wenn nicht, gehen wir zusammen unter. Aber schnell müssen wir sein."

„Und der Unglückliche dort?" fragte sie, auf die Leiche des Vaters deutend. „Soll er hier bleiben, unter freiem Himmel, eine Beute für die Raben?"

Oluf drang in sie, ihm zu folgen. Umsonst. An dem starken Willen der Jungfrau scheiterte jede Beredsamkeit. Sie trugen den Leichnam nach der Felsenklüftung, wo auch die Uebrigen ruhten, und warfen als Decke eine Schicht Kalk darüber hin. Es war der Letzte.

„Und nun säumen wir keinen Augenblick länger. Es ist die höchste Zeit!" sagte Oluf eilend. Er nahm die Geliebte in seine Arme und floh dem Boote zu. In demselben Augenblicke, da sie es betreten wollten, fiel am Bord der Corvette der Wachtschuß.

„Es ist zu spät!" sagte Oluf und alles Blut trat aus seinem Gesichte.

Der Tag warf seinen ersten trüben Schimmer durch die herabhängenden Wolken auf die See. Es ward

lebendig auf der Fluth. Die Laternen sanken von den Mastspitzen der Quarantaineböte und die gelben Wimpel flatterten im Morgenwinde.

Ueberall Leben. Das große Proviantboot, beladen mit Lebensmitteln und Wasser, fuhr längs der Linie, und reichte den Schiffern den ihnen zugewogenen und zugemessenen Theil. Die Segel wurden gelüftet und dem Strahl der Sonne entgegen gebreitet, der sich von Zeit zu Zeit aus den Wolken hervorwagte. Die Wächter, die jetzt ohne alle Anstrengung, mit einem flüchtigen Blick den ganzen Horizont übersehen konnten, warfen Netze aus, oder machten sich sonst zu schaffen, um die Zeit kürzen zu helfen, die bleiern auf ihnen lag.

Lieutenant Björn, der seit Olufs Abwesenheit den Dienst mit noch größerer Pünktlichkeit versah und seitdem dieser von ihm Abschied nahm, in steigender Unruhe war, trat vor das Sehrohr und schaute nach dem Eilande, welches gerade jetzt von einem Sonnenstrahl hell beleuchtet wurde. Erschreckt fuhr er zurück:

„Teufelsspuk ist es und nichts anderes. Es kann ja nicht sein. Und doch. Wenn ich bedenke, wie feierlich er von mir Abschied nahm. Es taucht manches liebe Bild in der Erinnerung vor mir auf. Ich sehe ihn noch vor mir, wie, als wir an einem Tage in den Dienst traten, unsere Herzen sich in traulicher Freundschaft aneinander schlossen. Er vertraute mir seine Liebe zu einem jungen Mädchen, der Tochter eines Kauffahrers, mit welcher sein Vater lange Freundschaft gehalten, bis sie, um einer mir nicht bekannten Ursache willen, im Zorn geschieden. Nun war ihm jede Hoffnung auf den einstigen Besitz der Geliebten genommen. Aber er verzweifelte nicht. Er schwur, daß er sie erringen wolle und wenn die Gefahren noch größer, die Hindernisse noch

mächtiger wären. Er, von allen Offizieren der Flotte am pünktlichsten im Dienst, entfernte sich in voller Hast, nachdem er kurz vorher noch unbefangen scherzte, um seine Geliebte zu besuchen. Er schickte das Boot, das ihn landete, zurück und bald darauf ereignete sich in finsterer Nacht, daß ein Boot durch die Quarantaine bricht. Hm! Ich muß noch einmal nach der Klippe hinüber sehen."

Während der Lieutenant scharf auslugte, um zu ermitteln, ob er vorher wirklich recht gesehen, nahte sich der Schaluppenmeister und sagte:

„Mit Verlaub, Herr Lieutenant. Ich soll mit Tagesanbruch Morgen früh an derselben Stelle mich einfinden, wo ich Herrn Oluf absetzte, um ihn wieder abzuholen. Da werde ich vor Mitternacht von Bord müssen."

„Gewiß, Mann. Rüstet Euch zur rechten Zeit und meldet Euch vor der Abfahrt. Aber wartet noch einen Augenblick."

Er sah den Mann fest an, als ob er in sein Inneres schauen wollte; darauf winkte er ihm, näher heran zu treten und fragte mit gedämpfter Stimme:

„Sagt an, ob Ihr nicht der wackere Bootsmannsmaat seid, der uns Beide, Oluf und mich, in die Schule nahm, als wir unsere erste Reise machten?"

„Gott segne die beiden jungen Herren!" entgegnete der Schaluppenmeister. „Ich lehrte Euch in der Jolle die Ruder zu gebrauchen, das erste Tau zu splitzen und den ersten Reffseising legen."

„Ich habe es nicht vergessen, alter Maat. Aber höre. Seitdem wir aus Deiner Schule sind, ist manches von dem, was wir lernten, wieder vergessen und muß neu aufgefrischt werden. Wenn ein Seemann einen

Handgriff vergaß, wie macht er es, daß er ihm wieder beifällt?"

„Ei nun, Herr," sagte der Schaluppenmeister. „Dazu kann wohl Rath werden. Nur muß es nicht auf offnem Deck geschehen, damit der Offizier nicht den Respekt verliere vor dem Volk, das stets müßig drein gafft, sondern in aller Stille."

„Du bist mein Mann," sprach Lieutenant Björn. „Mein Freund Oluf . ."

„Ich habe etwas gemerkt, Herr," unterbrach ihn der Schaluppenmeister. „Aber es ist in meiner Brust eben so fest verschlossen, wie im Grabe. Dort liegt das feste Land und dort ist ein Eiland. Nordische Jollen, von einem Manne gerudert, laufen schnell, aber die Kugel aus der Büchse eines Quarantainewächters ist schneller. Gott behüte Euer Edlen. Wenn Ihr mir etwas zu sagen habt, bevor ich an's Land gehe . . ."

„Nach einer Stunde wirst Du in meiner Kajüte sein. Bis dahin will ich Alles noch einmal überlegen. Geh jetzt; damit unser Verkehr nicht auffällt."

Der Schaluppenmeister ging. Er zeigte den Maaten, die ihn neugierig umringten, ein finsteres Gesicht und sagte ärgerlich:

„Immer neue Schererei. Jetzt kann man wieder die ganze Nacht in der Schaluppe liegen und sich herum-treiben. Es ist um des Teufels zu werden. Was stellen sich die Deckläufer einem alten Manne in den Weg und greinen? Packt Euch zum Henker, oder ich gebe Euch eine Mahlzeit Hanfaale ohne Salz."

Offiziere kennen nicht blos das Signalbuch für den öffentlichen Dienst. Sie haben auch unter sich manches geheime Zeichen, wodurch sie sich verständlich machen, wenn es ihnen nicht möglich ist, miteinander

zu sprechen. Darum hatte auch Lieutenant Björn auf dem Eilande unfern der Flaggenstation ein aufgerichtetes Brett bemerkt, worauf ein Herz mit rother Flamme in grellen Farben gemalt war. Ein Seufzer rang sich von seiner Brust; aber er ging hinab in seine Kajüte, an deren Eingang der Schaluppenmeister seiner wartete. Sie blieben längere Zeit beisammen. Eine Stunde vor Mitternacht fuhr die Schaluppe von Bord.

Der Schaluppenmeister saß am Steuer und sprach kein Wort mit den jungen Gasten, die auf den Duchten saßen und die Schooten und Geitaue zur Hand hatten. Keiner von denen war dabei, die Oluf mit zu Lande brachten. Sie hatten nicht die geringste Ahnung davon, wohin es mit ihnen gehe. Kümmerten sich auch nicht darum. Es wehte nur eine mäßige Brise, aber als ob der Meister Furcht gehabt, Seiner Majestät Schaluppe könne durch übermäßiges Segeln irgend wie in Gefahr gebracht werden, ließ er gleich zu Anfang der Fahrt ein Reff einbinden. Die Bootsgasten, am strengen Dienst zur See gewöhnt, folgten ohne ein lautes Wort dem Befehl; doch konnten sie den Grund desselben nicht begreifen und stießen sich unter einander an, als wollten sie sagen, der Alte sei nicht sonderlich bei Troste und es könne noch einen unbezahlbaren Spaß geben. —

Es war eine Nacht, wohl geschaffen, trotz der herbstlichen Kühle, eine Stunde auf dem Verdeck zuzubringen. Die Brise war nicht stärker, als nöthig war, um die weiten Wasserflächen mäßig zu kräuseln. Am Himmel war die letzte Wolke verschwunden. Der Mond warf die ersten schüchternen Strahlen in senkrechter Richtung auf die erregte Fluth. Sie brachen sich an dem Fuße des Pesteilandes, wo die nordische Jolle, womit sich Oluf auf die offne See wagte, unbeweglich lag. Er

selbst stand mit Ingierd darneben, den angstvollen Blick auf den hellleuchtenden Wasserspiegel gerichtet. Die klare Herbstluft verbarg ihnen nichts. Sie sahen die Böte, von welchen sie umringt waren, von dem ersten bis zum letzten deutlich im Halbkreise vor sich liegen. Im Hintergrunde lag die Corvette vor ihren Ankern, deren Rumpf und Takelwerk scharf gegen die durchsichtige Luft abgränzte.

„Wenn die Jolle hinter diesem Steingeschiebe hervorkommt, wird sie augenblicklich auf der ganzen Linie gesehen und die Jagd beginnt. Es ist unmöglich zu entfliehen, Geliebte. Wir müssen die kommende Nacht abwarten, ob sie uns günstiger ist.“

Oluf hatte diese Worte seiner Braut zugeflüstert, dann schwieg er still. Den Tag über hatte er nichts genossen, als den letzten Becher Wein und ein wenig Brod. Die Vorräthe waren erschöpft.

„Bis zu jener Klippe kann unsere Jolle ungefährdet gehen,“ sagte Ingierd. „Dort legen die Wächter die für uns bestimmten Lebensmittel hin.“

Oluf antwortete nicht. Seine Aufmerksamkeit war plötzlich auf einen ganz andern Gegenstand gelenkt worden. Er hatte die Schaluppe von dem Fallreep der Corvette abstoßen sehen. Er wußte, daß sie dazu bestimmt sei, ihn zurück zu bringen. Mit nicht geringem Erstaunen sah er die eigenthümlichen Bewegungen des Fahrzeuges, das einen ganz andern Cours andiente, als es verfolgen mußte, um den bezeichneten Punkt des Festlandes zu erreichen. Eine eigenthümliche Empfindung bemächtigte sich seiner. Sein Herz schlug höher. Er gedachte seines Freundes Björn, so wie des alten treuen Schaluppenmeisters, der ihn den Rockbenzel richtig legen lehrte und ein freier Athemzug erleichterte seine beklommene Brust.

„Wir wollen nach der Klippe hinüber und sehen, welches Mahl man uns bereitet hat," sagte er bewegt und bestieg die Jolle. „Ich will rudern. Stelle Du Dich hoch aufrecht in die Mitte und winke mit diesem weißen Tuche."

Sie that, wie ihr geheißen. Oluf setzte sich platt auf den Boden der Jolle und begann, sich ganz zurücklegend, die Ruder zu bewegen. Die hohen Seitenborde deckten ihn. Ingierd stand vor ihm, im hellen Gewande, mit dem weißen Tuche winkend, vom Mondenlicht überstrahlt, wie ein Geist, der auf der Spitze der Wellen schwebt.

In den Böten ward diese Erscheinung bemerkt. Der ungewöhnliche Anblick flößte den meisten Männern Grauen ein und hier oder da flüsterte Jemand dem aufhorchenden Gefährten zu:

„Nun ist es drüben aus. Das ist das Gespenst des Letzten. Wende die Augen weg, denn mir ist gesagt, wen der Blick eines solchen Geistes trifft, der muß ihm binnen vier und zwanzig Stunden folgen."

Auch in der segelnden Schaluppe ward die nordische Jolle bemerkt und die jungen Gasten, die von dem tödtlichen Blick des Gespenstes gehört haben mochten, wendeten sich ab. Der Schaluppenmeister that, als merke er nichts, aber er sagte gleich darauf, indem er nach der entgegengesetzten Seite deutete:

„Seht Ihr nichts?"

Keiner sah etwas, wie viele Mühe sie sich auch gaben, scharf auszulugen.

„Da sieht man es, daß kein Trieb mehr in dem jungen Volke ist. Klarer Himmel nnd Mondlicht dazu und doch könnt Ihr nicht sehen, daß dort etwas Schwarzes auf dem Wasser schwebt, das mir wie ein Boot vor=

kommt. Hat nicht erst in der vergangenen Nacht Jemand die Quarantaine gebrochen? Wißt Ihr, was Heute geschehen soll? Halloh, Du auf der Mittelbucht! Ziehe unsere Laterne auf und lasse sie drei Mal auf und ab tanzen. Recht so! Hei, sie sehen es schon und wiederholen das Signal. Hollah ho!"

Die Schaluppe hielt gerade nach der Richtung ab, wohin ihr Steuermann deutete. Die beiden zunächst liegenden Böte folgten. Der Schaluppenmeister ließ sie ziemlich nahe kommen, dann rief er ihnen zu, er werde gerade auf den verdächtigen Gegenstand lossteuern. Sie möchten nur den rechten und den linken Flügel nehmen und die Uebrigen auffordern, ihrem Beispiel zu folgen.

Die Leute in den Böten hatten zwar nichts bemerkt. Weil aber der Befehl von einem Deckoffizier der Corvette ausging und wenig Zeit war, in so wichtiger Angelegenheit nach dem Wie zu fragen, folgten sie ungesäumt. Bald waren alle Fahrzeuge in Gang gesetzt und rückten immer weiter aus der Linie, welche ihnen zur Bewachung anvertraut war.

Oluf bemerkte alle diese Manöver mit der größten Spannung. Als die Fahrzeuge sich so weit entfernt hatten, daß er eine freie Bahn vor sich sah, gab er Ingierd einen Wink und begann mit Anstrengung aller seiner Kräfte, die Ruder zu bewegen.

Das Auge des Schaluppenmeisters war allethalben. Er gewahrte, daß die Jolle sich von der Proviantklippe entfernte und schwebte in Todesangst, daß irgend Jemand dies bemerken möchte. Da riß er ein Kästchen hervor, das er unter der Jacke verborgen hielt, nahm das Licht aus der Laterne und ließ schnell ein paar Raketen steil in die Luft steigen. Das war das Signal

zum allgemeinen Sammeln. Die Raketen stiegen überall auf. Ein glühender Feuerregen fiel nieder und im blinden Eifer, nicht zu spät zu kommen, rannten die Böte, denen kein bestimmter Cours gegeben war, hart aneinander.

Das Wirrniß stieg. Keiner wußte, wohin er sich wenden sollte und Jeder schalt auf den nächsten Nachbar, daß dieser ihn irre führte, indem er ihm ein falsches Signal brachte. Als der Lärmen im Wachsen war, und die nordische Jolle, die ihren Vortheil wohl zu nutzen wußte, sich so rasch entfernte, daß sie von dem schärfsten Auge nur noch als ein dunkler Punkt erkannt wurde, löschte der Schaluppenmeister seine Laterne aus und segelte, als ginge ihn das Alles im Geringsten nichts mehr an, den nächsten Cours, der nach dem festen Lande führte. Zu seinen Bootgasten aber sagte er:

„Muß doch wohl sein, daß mir ein Wasserspuk gemacht wurde. Der irrende Geist eines an der Pest verstorbenen hat viele Teufeleien in seinem Kopf und will sich rächen für das Ungemach, welches man ihm im Leben that. Nun, uns soll er mit Gottes Hülfe nichts anhaben. Wir wollen machen, daß wir an Ort und Stelle kommen, damit der Kommandant nicht warten muß und wir dann von ihm die glatte Lage kriegen.“

Aber sie hatten nichts zu befürchten. Als sie bei vollem Tageslichte den Strand erreichten, war Niemand zu sehen. Nach vier und zwanzigstündigem vergeblichen Harren kehrte die Schaluppe ohne Kommandanten an Bord der Corvette zurück. Der Schaluppenmeister machte seine Meldung. Björn sah den Alten fest an. Sie verstanden sich. Ihre Blicke streiften die Gegend des Horizontes, wo die nordische Jolle in dem Dunkel der Nacht verschwunden war.

Mit der Schaluppe zugleich waren Befehle eingelaufen, welche die Corvette in eine Beobachtungs-Quarantaine sandten und von den Commandanten einen genauen Bericht einforderten. Der diensthabende Offizier meldete, Lieutenant Oluf sei zu einer Jagdparthie von Bord gegangen und nicht wieder gekehrt.

Man schrieb in die Listen der Admiralität neben seinem Namen die Worte: „Verunglückt durch unbekannte Ursachen.“ Von dem Quarantainebruch hatte, außer dem Lieutenant Björn und dem Schaluppenmeister Niemand eine Ahnung. Von ihm, der den furchtbaren Bann brach, hat kein menschliches Ohr je etwas vernommen.

Aber die Pestklippe hat ihren Namen behalten für alle Zeit. Kein Schiffer landet auch nur flüchtig an ihrem Fuß. Er steuert hastig vorüber und wirft den scheuen Blick rückwärts auf die hochschäumende Brandung, die zur Nacht aufleuchtet, als sei es Ingierds weißes Gewand, das im Mondenschimmer über die Wasserfläche gleitet.

Buchdruckerei von Chr. Friedr. Will in Darmstadt.